Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 9 – 3. März 2007 — Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland — C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Ersehnte Familienidylle: Doch der Staat hilft den Eltern im Alltag wenig. Foto: plainpicture

Familien alleingelassen

Streit um Krippenplätze geht an den Sorgen der Eltern vorbei

Von Klaus D. Voss

Eltern, die in unserem Land Kinder großziehen, werden sich von den Wichtigtuereien nicht täuschen lassen. Das Wettrennen der Parteien um die Schlagzeilen täuscht – die Familie steht keineswegs dort, wo sie hingehört: im Mittelpunkt der deutschen Politik. In Deutschland herrscht Stillstand in der Reformpolitik – nur deshalb konnte der Plan, die Zahl der Krippenplätze für Kleinkinder zu erhöhen, zum Generalthema der Innenpolitik aufrücken. Daraus eine Grundsatzfrage zu machen, verstehe noch wer will – die Geburtenrate wird im Keller bleiben.

Die Eltern haben recht, wenn sie sich vom Staat, von Bund und Ländern, im Stich gelassen fühlen. Eine Politik, die Familien wirklich unterstützen will, darf ihren Eifer nicht auf Krippenplätze oder Umschichtungen beim Kindergeld beschränken. Als wäre es damit getan; die Probleme, die Familien in Deutschland haben, fangen nach dem Krippenalter erst an.

Wehe, wenn die Kinder schulreif werden. Zwar gibt es immer noch einige tadellose Schulen, aber die meisten Gebäude sind heruntergekommen, der Unterrichtsausfall ist nicht akzeptabel, und die Lernmittel stammen zum Teil noch aus der Zeit, als die DDR noch auf den Landkarten stand. Kinderalltag in Deutschland.

Wenn nicht – wie jetzt in Flächenländern wie Brandenburg – Klassen oder Schulen ganz geschlossen werden und man die Kinder zu Bildungs-Nomaden macht. Wer seine Unterrichtszeit im Schulbus auf dem Weg in die Nachbarstadt verbringen muß, darf sich über seinen Platz im letzten Pisa-Drittel nicht wundern. Die Bücherei, die trotz Geldmangels wenigstens noch ein paar Stunden in der Wochen offenbleibt, ist ein kleiner Lichtblick, mehr nicht. Das ist Bildungsförderung in Deutschland.

Wenn der Staat droht – aktuelles Beispiel ist Berlin – die Schwimmbäder nicht mehr aufzumachen, die Turnhallen verkommen läßt und die Sportvereine nur noch ein paar Euro für die Jugendarbeit erhalten – dann merken Kinder und Eltern sehr schnell, was sie der öffentlichen Hand wert sind, zum Beispiel bei der Fitneß-Förderung.

Ein leidvolles Thema ist, wie der Staat mitwirkt, den Familien ein Umfeld zu schaffen, in dem die Kinder wenigstens halbwegs beschützt aufwachsen können. Die Realität sieht bedrückend aus – und die Dealer an der Ecke müssen noch nicht einmal besonders die Polizei fürchten.

Es gibt alarmierende Hinweise auf eine wachsende Gewaltbereitschaft unter den Jugendlichen, doch Lehrer und Erzieher bleiben mit ihren Sorgen allein. In der Tat, wie an der Berliner Rütli-Schule, müssen Lehrer erst damit drohen, den ganzen Laden dichtzumachen, um wenigstens einmal gehört zu werden – kein gutes Zeugnis für die Verantwortlichen in Deutschland.

Schließlich beherrscht Jahr um Jahr Eltern die Not, ihre Kinder in eine Berufsausbildung zu bringen, die den Talenten des Nachwuchses gerecht wird und die ihm eine Perspektive für das Leben aufzeigt. Auch hier hält der Staat nicht Wort und bleibt mit seiner Hilfestellung weit zurück. Wer stärkt schon das Vertrauen der Familien in die Zukunft?

Klaus D. Voss:

Grüne Dämmerung

Es ist dieses entsetzliche Gefühl: Man kommt endlich auf den Bahnsteig und merkt, der Zug ist schon weg.

Fritz Kuhn, dem Fraktionschef der Grünen, muß dieses Gefühl im Hemd stecken. Die ganze Medienwelt brummt vom Klimawandel und alle kommen zu Wort – nur die Grünen nicht. Haben denn alle Urväter und Urmütter des Umweltschutzes den Kyoto-Expreß verpaßt?

Vorbei sind die Zeiten, in denen das Grün-Bunte-Alternative in der Politik noch mit Esprit und neuen Einfällen die Wegmarken setzen wollte. Jetzt wirken die Grünen kraftlos ausgezehrt, vergangen.

Und nun: Als hätte Fritz Kuhn noch einen letzten Versuch wagen wollen: Wenn die besten Ideen schon vergriffen sind, um sich Gehör zu verschaffen (ganz vorn: Glühbirnen made in Australien), dann muß der beherzte Umweltschützer schon bis zum Äußersten gehen, zum Frontalangriff auf die deutsche Autofahrer-Seele. Kuhn will uns autofreie Wochenenden aufzwingen.

Entweder hat die Grünen aller Mut verlassen oder über Nacht sind alle Stühle in der Bundestagsfraktion mit Realos besetzt worden – die machen nämlich bei Pflicht-Fußgänger-Sonntagen erst gar nicht mit. Seit dem Fünf-Mark-für-einen-Liter-Benzin-Debakel haben die meisten Grünen einen Heidenrespekt vor dem Groll der Autofahrer. Zuviel gewagt, zurückgepfiffen: Von einem generellen Fahrverbot dürfe nicht die Rede sein, mahnten die Parteifreunde.

Fritz Kuhn kennt jetzt ein schreckliches Gefühl mehr – im Regen alleingelassen zu werden. Und ahnt, daß die grüne Dämmerung begonnen hat.

Die Sehnsucht nach einem Preußen

Miß-Managment, Eigensucht und hohle Phrasen bestimmen Deutschland – Viele Bürger wünschen sich verläßliche Lebensregeln

Von K. Apfelbaum

Man traut sich kaum noch, die Nachrichten zu hören: Was denn noch alles muß in diesem Land schiefgehen?

Das Bild, das sich die Welt von Deutschland macht, und die Bewertung aus der Innensicht – das paßt schon lange nicht mehr zusammen. Bald schon jeden Tag gibt es neue Belege für den Verlust an jener Zuverlässigkeit, um die uns die Nachbarn beneidet hatten. Deutschland hat sein Qualitätssiegel verspielt.

Jetzt blamiert die SPD in Hamburg Stadt und Staatswesen. Es hört sich so an, als beherrsche man in den Parteizentralen die einfachen Regeln der Büroarbeit nicht mehr und habe außerdem jeden Respekt vor Stimmzetteln verloren.

Da muß sie aufkommen, die Sehnsucht nach einem Preußen.

Staatsideen müssen sich im Alltag bewähren. Preußen hat seinen Bürgern gute und einfache Geschenke gemacht: Jeder konnte in dem Gefühl leben, Teil eines Staates zu sein, an ihm Anteil zu haben und Anteil zu nehmen. Die philosophischen Grundsätze der Staatsgründer hatten sich in Lebensregeln festgesetzt.

> Jeder hatte das Gefühl, Teil eines Staates zu sein

Das Zusammenspiel der Kräfte nach klaren Leitgedanken hat die Stärke der Deutschen bestimmt, zusammen mit der sicheren Handhabung von Verantwortung, Anstand und Toleranz.

Wer die Maßstäbe für sein Handeln kennt, findet auch den Mut zur Tat.

Zurück im Deutschland von 2007: Es ist nach menschlichem Ermessen nicht vorstellbar, daß eine Management-Pleite wie jetzt bei EADS und Airbus über die Jahre unentdeckt blieb. Doch, wer ist aufgestanden und wer hat gehandelt? Wer hatte sich als Teil des Ganzen begriffen und nicht nur als Mitwirkender an irgendeiner Projektaufgabe?

Das gilt nicht nur für die Top-Unternehmen der deutschen Wirtschaft, die von einer Krise in die nächste rutschen – in der Politik haben die Bürger längst verinnerlicht, nicht mehr auf die Handlungskraft der Parteien zu vertrauen. Selbst in der handlungsfähigsten Konstellation, in der Großen Koalition, lassen sich vernünftige Reformen nicht mehr umsetzen.

Auch in der öffentlichen Verwaltung, für die Preußen den Idealtypus des korrekten Beamten modelliert hatte, droht der Niedergang. Längst haben sich die Bastionen der Staatsdiener von parteigestützten Karrieristen einnehmen lassen. Viel Halt findet ein Staat in der Krise dort nicht mehr.

Staat und Gesellschaft sind in vielen Bereichen destabilisiert durch das, was Kritiker als Erbe der 68er Generation beschreiben.

> Staat kann sich auf seine Diener nicht mehr verlassen

Das weckt die Sehnsucht nach verläßlichen Lebensregeln.

Die Faszination, die heute von Preußen ausgeht, hat einen besonderen Grund.

Viele Bürger suchen Halt und Orientierung: Man will das erfolgreichste deutsche Staatsmodell nicht in den Geschichtskapiteln vergangen sehen, man will den Leitfaden aufnehmen, der den Weg aus der Krise weisen kann.

Der groteske Versuch der Alliierten vor 60 Jahren, Preußen für immer von der Landkarte tilgen zu wollen, hat immerhin eines bewirkt: Die Wertschätzung von Preußen als Staatsidee hat sich verfestigt und es zum Modell für die Zukunft entwickelt – bei allen, die die richtigen Schlüsse aus der deutschen Geschichte ziehen können.

Die Methoden, mit denen Preußen sich vor 200 Jahren aus der Krise rettete und das Staatswesen reformierte, sind zeitlos richtig.

Lesen Sie die Gedanken und Vorträge vom Gedenkakt zur Zukunft Preußens auf den Seiten I bis III.

Der Oscar ist verdient

Kritik an der Kritik

Eigentlich Grund zu ungeteilter Freude: Ein deutscher Film kriegt den Oscar, und noch dazu einer, der nicht Gefahr läuft, das Bild der Deutschen abermals auf die NS-Geschichte zu verkürzen. Denn darum ging es im „Leben der anderen“ ausnahmsweise nicht.

Doch in die Feierlaune über den Erfolg des erst 33jährigen Regisseurs Florian Henckel von Donnersmarck mischt sich milde bis sogar harsche Kritik. Und es sind keineswegs alte SED-Kader, die sich über die filmische Aufarbeitung ihres perversen Überwachungsapparats mokieren. Respektable Bürgerrechtler wie Werner Schulz (siehe Seite 3) äußern ihre Bedenken. Da muß man hinhören.

Eine solche Wandlung vom Saulus zum Paulus, wie der Film sie darstellt, habe es bei keinem einzigen Stasi-Spitzel je gegeben, argumentieren sie. Da auch alle Recherchen des ambitionierten Regisseurs keinen solchen Fall aufdecken konnten, haben die Kritiker offenbar recht.

Hat der Filmemacher die Wirklichkeit beschönigt?

Henckel von Donnersmarck wollte die Zuschauer in eine Welt führen, die ihnen aus eigenem Erleben völlig fremd ist, die eines kalten Handlangers in einem Unrechtsstaat nämlich. Erst indem er den von Ulrich Mühe hervorragend gespielten Stasi-Offizier die tiefe Kluft zwischen seinem gefühlstoten Dasein und dem eigentlichen Leben, dem der „anderen“, seiner Opfer, überwinden ließ, machte er den Abgrund deutlich. Ein realer MfS-Genosse wäre den Kinobesuchern vermutlich als unnahbare, tote Maske erschienen. Die entsetzliche Leere, die ihn ausmachte, wäre ihnen verschlossen geblieben, da jeder emotionale Zugang zu der Figur fehlte. Der Regisseur suchte nach einem künstlerischen Weg, diesen Zugang aufzusperren.

Daß Opfer der SED-Tyrannei mit dem Kunstgriff große Schwierigkeiten haben, ist nur zu verständlich. Ihr Protest kündet von ihren Wunden, die nie ganz verheilen werden.

Aber Florian Henckel von Donnersmarck zu verurteilen, scheint nicht gerechtfertigt. Er wollte nicht verharmlosen, auch von reißerischen Effekten ist sein Film gänzlich frei. Es ging ihm darum, den Blick zu öffnen für Menschen, die nie unter der Knute eines solchen Regimes leiden mußten. Das ist ihm gelungen – wie sich zeigt, weit über Deutschland hinaus.

Hans Heckel

Einfach außen vor gelassen

Pietisten beklagen einseitiges Zukunftspapier der »Evangelischen Kirche Deutschland«

Gegen einen Rückzug der Evangelikalen in gesellschaftliche Nischen und für eine engere Zusammenarbeit mit Landeskirchen hat sich der Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbands (Vereinigung Landeskirchlicher Gemeinschaften), Pfarrer Christoph Morgner (Kassel), ausgesprochen. Christen müßten geschlossener auftreten, wenn sie ihre ethischen Positionen zu Gehör bringen wollen, sagte Morgner bei der Mitgliederversammlung der pietistischen Dachorganisation in Wildberg (Nordschwarzwald). Die Diskussionen um Embryonenschutz, Sterbehilfe und Ladenöffnungszeiten am Sonntag hätten gezeigt, daß nur Aussagen der beiden Großkirchen wahrgenommen würden. Auch könne man dem zunehmenden religiösen Gegenwind durch Islam und Esoterik nur gemeinsam standhalten. Zu „Gnadau“ gehören 93 regionale Gemeinschaftsverbände, Diakonissen-Mutterhäuser, theologische Ausbildungsstätten, Missionen, Jugendverbände und freie Werke. Sie repräsentieren rund 30 000 Pietisten.

Morgner bedauerte, daß das Zukunftspapier „Kirche der Freiheit“ der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) kaum auf Erfahrungen der Gemeinschaftsverbände eingehe. So schlage die EKD vor, das Netz der nach Wohngebieten geordneten Kirchengemeinden in den nächsten Jahrzehnten durch Personalgemeinden zu ergänzen, denen auch Mitglieder aus anderen Gebieten angehören können. Laut Morgner gibt es solche Gemeinden bereits, beispielsweise seit 130 Jahren im Rahmen der Berliner Stadtmission. Sie böten ein geistliches Zuhause mit Gottesdiensten, Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Kritik übte Morgner daran, daß Prediger der Gemeinschaftsverbände weder im EKD-Zukunftspapier noch im Ordinationspapier der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands als Berufsgruppe vorkämen. Trotz einer umfangreichen theologischen Ausbildung würden sie mit Lektoren und Prädikanten gleichgesetzt, die nur nach einer besonderen kirchlichen Eignungsprüfung Amtshandlungen durchführen dürfen. „Unsere Predigerschaft ist keine kirchlich zu vernachlässigende Größe, sondern eine im Zuge des sich weiter ausdünnenden Netzes kirchlicher Flächenversorgung immer gewichtiger werdende Gruppe“, so Morgner.

Er beklagte eine Tendenz zum „Winkel-Evangelikalismus“. Die evangelikale Welt splittere sich auf, Christliche „Ich-AGs“ nähmen zu. Gründe seien ein individualistischer Umgang mit der Bibel und ein verkürztes Kirchenverständnis. Anders als Katholiken hätten Protestanten kein Problem, die Kirche zu wechseln oder eine eigene zu gründen. Das erkläre die Existenz von weltweit mehr als 3000 verschiedenen evangelischen Glaubensrichtungen, von denen die meisten nur wenige Jahre bestünden.

Morgner beobachtet, daß pietistische Gemeinschaften nicht mehr so evangelistisch ausgerichtet seien wie früher. Manche Kirchengemeinden und Freikirchen seien aktiver. Viele Gemeinschaften beschränkten sich darauf, alle drei Jahre an ProChrist teilzunehmen. Dabei sei diese Aktion mit Videoübertragungen nur ein Notbehelf. Eine Live-Evangelisation, bei der sich Redner auf die örtliche Situation einstellen, sei nicht zu ersetzen. *idea*



Nur auf sich bezogen? Dem EKD-Vorsitzenden (2. v. l.) wird vorgeworfen, aufgrund fehlender Offenheit Abspaltungstendenzen vieler Evangelikalen zu verstärken. Foto: ddp

Die Gnadauer

Der Gnadauer Gemeinschaftsverband ist ein freies missionarisches Werk, das innerhalb der evangelischen Landeskirchen und darüber hinaus seinen Dienst tut. Die örtlichen Gemeinschaften (Landeskirchliche Gemeinschaften, Stadtmissionen) sind in regionalen Verbänden zusammengeschlossen. Unter dem Dach „Gnadaus“ (www.gnadauer.de) sind regionale Verbände und Werke und die zur Gemeinschaftsbewegung gehörenden Ausbildungsstätten, Missionen und diakonischen Werke und Einrichtungen zusammengeschlossen.

Die Wurzeln der Gemeinschaftsbewegung liegen vor allem in der Reformation, deren zentrale, inhaltliche Anliegen aufgenommen wurden. Daneben wurde der Gedanke des allgemeinen Priestertums der Gläubigen aufgegriffen, wobei die „dritte Form des Gottesdienstes“, nach Martin Luther, Einleitung zur Deutschen Messe (1525), besonders zu betonen ist.

Auch der Barockpietismus, zu dem besonders in Württemberg unmittelbare geschichtliche Verbindungen bestehen, prägte, weil dort Gemeinschaften aus dieser Zeit existieren, die die Epoche des Rationalismus überdauert haben und direkt in die Gemeinschaftsbewegung eingemündet sind. Stärker noch zeigen sich die Verwurzelungen im Inhaltlichen: So wurden in der Gemeinschaftsbewegung die sogenannte „collegia pietatis“ als kleine Gruppen, die sich außerhalb des Gemeindesgottesdienstes zu Bibellektüre und Gebet treffen, heimisch. Auch gibt es anglo-amerikanische Einflüsse (Methodismus, Heiligungsbewegung).

Im Jahre 1888 fand die erste sogenannte Pfingstkonferenz der Gemeinschaftsbewegung in Gnadau statt (daher der Name), einem Ort mit einer Herrnhuter Siedlung in der Nähe von Magdeburg.

Die Schulden-Uhr: Kein Licht am Horizont

Immer wieder heißt es, der Bund strebe einen ausgeglichenen Haushalt an. Da derzeit auch Mehreinnahmen zu verzeichnen sind, sollte man davon ausgehen können, daß der Staat mit dem Geld auskommt. Doch dies ist Irrglauben. Wie zahlreiche Nachrichtenmeldungen verkünden, geht das Finanzministerium davon aus, daß der Bund auch 2011 noch zehn Milliarden (2007 sind es 19,6 Milliarden) Euro neue Schulden aufnehmen wird. Der Grund seien steigende Zuschüsse zur Krankenversicherung und mehr Geld für Entwicklungshilfe.

1.491.246.629.342 €

(eine Billion vierhunderteinundneunzig Milliarden zweihundertsechsundvierzig Millionen sechshundertneunundzwanzigtausend und dreihundertzweiundvierzig)

Vorwoche: 1.490.607.127.364 €
Verschuldung pro Kopf: 18.089 €
Vorwoche: 18.082 €

(Dienstag, 27. Februar 2007, 12 Uhr. www.steuerzahler.de)

Der lange Streit um die Geschichte

Vergangenes in Schulbüchern: Welche Sichtweisen mußten Schüler lernen?

Von Karlheinz Lau

Der alte Streit ist nicht vergessen: Schulbücher stehen im Fadenkreuz von Wissenschaft und Politik. Als 1976 die Schulbuchempfehlungen in der alten Bundesrepublik veröffentlicht wurden, gab es postwendend härteste Kontroversen zwischen Befürwortern und Gegnern, Experten des Vertriebenenverbandes erarbeiteten Alternativ-Empfehlungen – allerdings ohne polnische Beteiligung zum Beispiel aus Exilkreisen. Auch in der Volksrepublik Polen herrschte damals keine einhellige Zustimmung – soweit die Empfehlungen dort bekannt wurden. Jetzt steht unter diesem Motto die vom Georg-Eckert-Schulbuchinstitut zusammengestellte Ausstellung zum 35. Jahrestag der Gemeinsamen deutsch-polnischen Schulbuch-Kommission.

Die strittigen Punkte sollten noch einmal in die Erinnerung gebracht werden. Darum ging es in erster Linie: Der Hitler-Stalin-Pakt von 1939 und das Verbrechen von Katyn wurden in den Empfehlungen nicht genannt; der Begriff „Vertreibung“ wurde umschrieben, etwa mit „Bevölkerungsverschiebungen“. Die Existenz einer deutschen Volksgruppe in Ostdeutschland wurde durch die polnischen Vertreter negiert, keinen Widerspruch gab es gegen die polnische Position, daß das sogenannte „Potsdamer Abkommen“ und der Warschauer Vertrag von 1970 die Endgültigkeit der Grenze an Oder und Lausitzer Neiße festschrieben; man erinnert sich an die berühmte Perlenschnur in Schulatlanten. Hier warfen die Kritiker der Empfehlungen den deutschen Mitgliedern der Kommission fehlendes Standvermögen und Zurückweichen vor den polnischen Positionen vor.

Der Streit erreichte selbst Landesparlamente in der alten Bundesrepublik, in denen gerungen wurde, die Empfehlungen verbindlich für Lehrpläne und Unterricht zu erklären. Die „Front“ verlief zwischen CDU/CSU- und

Die polnischen Positionen waren ganz andere

SPD/FDP-regierten Ländern, folgerichtig scheiterte auch eine einheitliche Meinungsbildung in der Kultusministerkonferenz. Diese Auseinandersetzungen können heute in der Rückschau als Teil der Zeitgeschichte angesehen werden, sie hatten aber ohne Zweifel das positive Ergebnis, daß das Thema Polen und deutsch-polnische Beziehungsgeschichte für manchen Zeitgenossen überhaupt erst erkennbar wurde; wir wissen: bis heute noch viel zu wenig.

Am 6. Juli 2002 schrieb der Verfasser im „Ostpreußenblatt“ aus Anlaß des 30jährigen Bestehens der Schulbuchkommission: „Der Umgang mit einst stark umstrittenen Themen der deutsch-polnischen Beziehungen hat sich weitgehend normalisiert.“ Und es sollte hinzugefügt werden. Die Arbeit findet nahezu unbemerkt von der breiten Öffentlichkeit statt. Zwar wollen gegenwärtig einige polnische Politiker alte Ressentiments wieder wecken; hierzu gab Prof. Wladyslaw Markiewicz, Doyen der polnischen Soziologen, in seiner Festrede zur Eröffnung der Ausstellung eine von vielen Polen geteilte Antwort: „Primitive Dummheit“. Er ist immerhin der polnische Gründungsvorsitzende der gemeinsamen Kommission von 1972.

Deutlich muß jetzt festgestellt werden, daß die bisherigen kritischen Punkte in den Empfehlungen ausgeräumt sind, seit Wissenschaftler – auch hier findet der Generationenwechsel statt – ohne politischen Druck auf der Grundlage der aktuellen Forschungsergebnisse ihre Arbeit durchführen können: Das wurde möglich durch die politische Wende in Europa, in Polen und Deutschland. Dies bedeutet, daß die Empfehlungen von 1976 nicht mehr als Argument instrumentalisiert werden können; diese Erkenntnis hat sich allerdings in Deutschland noch immer nicht herumgesprochen.

Inzwischen zählen in erster Linie Forschungsergebnisse

Die Jubiläumsausstellung ist jedem Interessenten zu empfehlen, weil auf einzelnen Schautafeln alle Etappen der bisherigen Arbeit, Kritisches und Hemmendes deutlich dokumentiert werden. So widmet sich eine Tafel den Alternativ-Empfehlungen, deren Einwände gegen die Empfehlungen schon lange in der Kommission akzeptiert werden; eine andere Tafel nimmt zur Kritik der Auslassungen – zum Beispiel des Hitler-Stalin-Paktes – Stellung: Wäre dieser aufgenommen worden, hätte auf Druck Moskaus die Arbeit beendet werden können. Die deutschen Vertreter standen also vor einer Güterabwägung. Sie hatten sich zur Fortsetzung unter Inkaufnahme von Defiziten entschieden, im Nachhinein richtig. Eine weitere Tafel bietet Informationen über die gleichzeitig tagende Schulbuchkommission DDR-Polen; man kann annehmen, daß Informationsströme auf polnischer Seite flossen. Diese Tatsache war bislang im weiteren Umfeld nur vermutet worden. Politisch korrekt müßte also „unsere“ Kommission bis 1989/90 westdeutsche-polnische Schulbuchkommission genannt werden.

Der polnische Botschafter in Deutschland, Marek Prawda, betonte den Einfluß der Kommission, durch ihren Dialog das deutsch-polnische Verhältnis in schwierigen Zeiten positiv beeinflußt zu haben, die beiderseitigen Sichtweisen über die wechselvolle Beziehungsgeschichte hätten sich angenähert, unterschiedliche Geschichtsbilder würden aber bestehen bleiben – man denke nur an Tannenberg.

Prawda plädierte für ein deutsch-polnisches Geschichtsbuch, wie es bereits ein deutsch-französisches Lehrwerk gibt. Angesichts der augenblicklichen Pulverdämpfe darf man gespannt sein, ob der polnische Präsident oder der Ministerpräsident sich den Vorschlag ihres Botschafters zu eigen machen werden.

Die Ausstellung „Schulbücher im Fadenkreuz von Wissenschaft und Politik“ ist vom 1. bis 23. März in der Landesvertretung von Sachsen-Anhalt beim Bund in Berlin (Luisenstraße 18) zu besichtigen sowie vom 29. März bis 6. Mai im Braunschweiger Landesmuseum (Burgplatz).

Touristen: Verloren in Berlin

Von HARALD FOURIER

Nächste Woche findet wieder die ITB, die „Internationale Tourismusbörse“ in Berlin statt. Dann wird sich die Hauptstadt als Touristenmagnet, als Ausflugsziel und Weltmetropole präsentieren.

Grund genug nachzusehen, wie besucherfreundlich Berlin wirklich ist. Erstes und letztes Aushängeschild von Großstädten ist meist ihr Flughafen. Letztes Wochenende bin ich mit Freunden nach Reval geflogen. Es ging über Schönefeld. Weltmetropole? Der Flughafen erinnert eher an Sibirien. Die schlechte Laune überfällt einen bereits auf dem flughafennahen Bahnhof. Der soll demnächst für 285 Millionen (!) Euro neu gebaut werden. Dabei würden einige 10 000 Euro reichen, um die Station „nutzerfreundlich“ zu gestalten.

Vom Bahnhof begibt sich der Reisende zu Fuß (der Pendelbus wurde im Herbst eingestellt) zum Flughafen. Der Weg dorthin ist überdacht, aber zugig. An der Decke hängen Bildschirme, die anzeigen, wann welches Flugzeug an welchem Ausgang startklar ist. Allerdings wird zwischen den Hinweisen ständig Werbung eingeblendet, so daß es unmöglich ist, sich in den vielen Zeilen zu orientieren.

Am Flughafen selbst lange Schlangen bei der Abfertigung und die üblichen Schikanekontrollen. Eine Freundin, die ihren Koffer aufgegeben hat, sah ihn – wie sich später herausstellte – am Schalter das letzte Mal. Er ist nie in der estnischen Hauptstadt angekommen, muß also in Berlin-Schönefeld abhanden gekommen sein.

Noch schlimmer ist die Rückkehr: Wieder gehe ich an den Bildschirmen vorbei. Dort sind Züge aufgelistet, die nach Nauen fahren oder nach Dessau, aber kein einziger nach Berlin. Dann wieder minutenlang Werbung. Für einen Nichtberliner ist nie und nimmer zu erkennen, daß diese Züge meistens auch im Berliner Zentrum halten, also da, wo ein Tourist vermutlich hin will. Offenbar unterstellen die Verantwortlichen einfach, daß hier in Berlin sowieso nur Einheimische aussteigen. Kein Schild und kein Mitarbeiter gibt Auskunft.

Genauso bei den Bussen: Die haben Ziele wie „Hermannplatz“. Die Auskunft nutzt einem Norweger, der sich Berlin anschauen will, recht wenig.

All diese Kritikpunkte hat jetzt auch der Berlin-Tourismus-Chef Peter Nerger unter die Lupe genommen, als er einen Rundgang am Flughafen unternommen hat. Warum hat er das eigentlich nicht schon früher einmal gemacht? Immerhin landen sechs Millionen Fluggäste in Schönefeld. Sie alle müssen sich auf einen Provisorium zurechtfinden, das 17 Jahre nach der deutschen Vereinigung noch immer wirkt wie kurz nach dem Mauerfall. „Das ist keine Visitenkarte für Berlin“, sagt Nerger. Er hat recht.

Angst vor Image-Schaden

Berlinale-Erfolg »Yella« versetzt Wittenberge in Unruhe



Beliebt als Kulisse für Filme zur Zeitgeschichte: Veronika Ferres mit den Hauptdarstellern von „Neger, Neger, Schornsteinfeger“, in dem die Häuser von Wittenberge das Hamburg der NS-Zeit abgaben.

Foto: ddp

Von PETER WESTPHAL

Auch Trostlosigkeit ist preisverdächtig. Den Beweis hierfür erbrachte der Film „Yella“ von Regisseur Christian Petzold. Dessen Hauptdarstellerin Nina Hoss erhielt gerade auf der Berlinale den Silbernen Bären für die beste schauspielerische Leistung.

Sie verkörpert in dem gesellschaftskritischen Streifen eine junge Buchhalterin aus Wittenberge in der Prignitz. Da die Firma von Yella, so der Name der Protagonistin, pleitegeht, verläßt die nunmehr arbeitslose junge Frau die Region gen Westdeutschland.

Die Handlung in dem Streifen führt in Wittenberge zu Unmut, weil die Stadt im Film nicht nur als fiktive Kulisse fungiert, sondern bei ihrem Namen genannt wird. Die Pressesprecherin der Stadt hat jetzt Angst: Wenn Wittenberge durch den Film „exemplarisch für den Niedergang von Menschen stehen sollte“, so Christine Schomaker, „würde uns das leidtun“.

Auch der Vorsitzende des Stadtparlaments Wolfgang Strutz, fürchtet um den Aufbruchs-Elan in seinem Heimatort, wie die „Berliner Zeitung“ berichtet. Strutz gehört der Linkspartei/PDS an, ausgerechnet jener Partei also, die für den wirtschaftlichen Niedergang in 40 Jahren DDR verantwortlich ist. Er beklagt, daß die Arbeitsplätze der klassischen Industriestadt „nun in Asien“ seien.

Früher war der am Elblauf gelegene Ort unter anderem für seine Singer-Nähmaschinenfabrik bekannt, heute kündet nurmehr der Singer-Uhrenturm davon – immerhin mit der zweitgrößten Turmuhr Europas. Für viele ältere Wittenberger mag die Zeit stehengeblieben sein. Dessen ungeachtet findet der PDS-Mann, daß Filme, welche die Agonie der Stadt vor Augen führten, wenig hilfreich seien – in der Tat kann bloße Realtitätsdarstellung auch dazu beitragen, eine schwierige Lage noch zu zementieren.

Wittenberge teilt das Hauptproblem fast aller Gemeinden der ehemaligen DDR: 10 000 Menschen, rund ein Drittel der Bevölkerung, haben die Stadt seit dem Mauerfall verlassen. Glaubt man den Kommunalpolitikern, richten die jetzt noch knapp 20 000 Einwohner einen etwas beklommenen Blick auf den 11. Oktober. Dann kommt „Yella“ in die Kinos. Dabei ist es nicht der erste Film, der in Wittenberge spielt. Für die „Pilotstadt Stadtumbau Ost“ ist die Filmindustrie mittlerweile ein relevanter Wirtschaftsfaktor geworden. Wegen ihrer unsanierten Gründerzeitviertel wird sie immer häufiger als Filmkulisse genutzt, besonders für Produktionen, die während der NS-Zeit oder im Nachkriegsdeutschland spielen. So verkörperte hier Heiner Lauterbach den jungen Axel Springer in „Der Verleger“, und auch der Film „Neger, Neger, Schornsteinfeger“ nach der Autobiographie des Hamburgers Hans-Jürgen Massaqoui wurde hier gedreht.

Doch Ironie des Schicksals: Während beide Filme in einem Hamburg aus Wittenberger Straßenzügen spielen, verlassen junge Frauen ebendiesen Ort, die meisten von ihnen, um ausgerechnet nach Hamburg zu gehen. Dort erwartet sie anderes als etwa Kurse der Wittenberger Gleichstellungsbeauftragten unter dem Motto „Existenzsicherung und Eigenständigkeit von Frauen in der Prignitz“.

In Wittenberge böte Komparsen-Tätigkeit oder Kulissenbau womöglich eher eine Chance zum Geldverdienen als die Teilnahme an solchen gutgemeinten Kursen, wie die schon zahlreichen Drehtermine auch weniger bekannter Filmproduktionen belegen. Allerdings ist Wittenberge mittlerweile dabei, das „Kapital an Kaputtheit“, das es besitzt, zu verspielen. Ein Streifen wie die „Gladow-Bande“ könnte hier nicht mehr gedreht werden, der hierfür genutzte Packhof wurde inzwischen mit Geld aus den „Stadtumbau“-Mitteln abgerissen.

Mit dem Abbruch dieser „historischen Filmkulisse“, so der ehemals langjährige Kulturdezernent Andreas Schön, sei eine Chance vertan worden. Die nächste eröffnet sich erst einmal auf einem anderen Feld: mit den „VIII. Elblandfestspielen Wittenberge“ vom 20. bis 21. Juli 2007, einem internationalen Freiluft-Festival für Operette und heitere Bühnenkunst.

Während „Yella“ und ihre Altersgenossinnen Wittenberge Ade sagen, kehrt die inzwischen 103 Jahre alte Schauspiel- und Operretten-Legende Johannes Heesters zurück an den Ort, den er bereits vor zwei Jahren besucht hatte. Im Vorfeld der Elblandfestspiele findet vom 10. bis 12. Mai der „Internationale Gesangswettbewerb für Operette Paul Lincke“ statt. Zu dessen Gala wird am letzten Tag Stargast Heesters erwartet, der eine von ihm selbst gestiftete Medaille überreichen wird.

Der neue Blick auf Preußen

Australisch-britischer Historiker in Berlin: »Die Faszination hat mich nicht mehr losgelassen«

Von MARKUS SCHLEUSENER

Im Jahre 1985 überquert Christopher Clark erstmals mit seiner Freundin die Berliner Sektorengrenze. Als er im Ostteil auf dem Bahnhof Friedrichstraße ankommt, meint er zu erkennen, was ihm während seines Aufenthaltes in West-Berlin immer wie ein Staat aus der weit entfernten Vergangenheit vorkam: Preußen. „Diese Ausflüge über die deutsch-deutsche Grenze waren für mich eine unerschöpfliche Inspiration.“

Unter den Linden sieht Clark Preußens Gebäude, die NVA-Paraden, die „versteinerten Gesichter“ der Grenzpolizisten.

Das Preußenbild in der anglo-amerikanischen Welt wurde und wird von deutschen Dissidenten des 19. Jahrhunderts geprägt. Es fällt daher ziemlich miserabel aus. Erfrischend ist es daher, wenn sich ein angelsächsischer Geschichtsprofessor in die Sache vertieft und feststellt: Preußen war besser als sein Ruf. Clarks Sichtweise hat sich gedreht.

Die Faszination hat den Historiker vor 20 Jahren veranlaßt, sich näher mit dem Thema zu befassen. Inzwischen lehrt er in Cambridge Geschichte und hat nun ein Buch über „Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600–1947“ vorgelegt (Originaltitel: “The Rise and Fall of Prussia 1600–1947”).

Wie konnte dieser Staat einen so fulminanten Aufstieg nehmen – gerade nach dem 30jährigen Krieg? Wie kam es zu der großen Diskrepanz zwischen den spärlichen Mitteln und der großen militärischen Stärke? Warum ging das auch nach 1918 teilweise noch, nach 1945 aber nicht mehr?

Das sind die Fragen rund um Preußen, mit denen sich Clark (Jahrgang 1960) seit seinen „Berliner Jahren“ beschäftigt hat. „Die Faszination hat mich nicht mehr losgelassen“, sagt er. Er hatte noch eine andere Motivation, aber die bleibt im Buch unausgesprochen. Sie ist auch eher tagespolitischer statt historischer Natur: Clark findet, daß im gegenwärtigen „neoliberalen Diskurs“ der Staat als Institution zu schlecht wegkommt. Deswegen die Studie über den preußischen Staat, der gemeinhin als besonders effizient gilt.

Preußen war ein Staat mit einer für damals bombastischen Alphabetisierungsrate. Auch das war eine Voraussetzung für seine militärischen Erfolge, hat Clark herausgefunden.

Preußen also als Vehikel in einer tagespolitischen Debatte? „Was ich da versucht habe, war, das Positive am Staatsgedanken hervorzuheben.“ Wenn Clark dann aber auch noch Marx und Engels zitiert, ihre Staatstheorie lobt, ist der Beweis erbracht, daß Historiker gut beraten sind, von der Beurteilung des Tagesgeschehens die Hände zu lassen.

In seinem Buch stellt Clark die radikale These auf: „Deutschland war nicht die Erfüllung Preußens, sondern sein Verderben.“ 1871 habe Preußen aufgehört zu existieren, sagt Clark und steht damit im Gegensatz zu jenen Kollegen, die sich eine Kontinuität von Friedrich dem Großen bis zu Hitler zurechtgezimmert haben.

Preußen sei ein Staat, der auf Tradition verzichtet habe – und auch nicht viel hinterlassen habe, behauptet Clark. 1701 habe sich Friedrich I. bewußt selbst zum König gekrönt. Er sei ein *selfmade king* gewesen, charakterisiert Clark in Anlehnung an den amerikanischen *selfmade man*. Später sei Preußen in Deutschland aufgegangen. Der „Betriebsunfall“ von 1933 habe nicht mehr viel Preußenspezifisches gehabt, so Clark.

Selbst die Zunft der deutschen Soziologen ist inzwischen soweit, ihren Frieden mit Preußen zu machen. Vor 20 Jahren wetterte Hans-Ulrich Wehler noch gegen die „Preußen-Mode“ der späten 70er Jahre. „Preußen vergiftet uns“, schrieb Wehler sogar noch 1992 in der „Frankfurter Allgemeinen“.

Lange her, der Berliner Sozialgeschichtsforscher Jürgen Kocka (65) ist voll des Lobes für das 781-Seiten-Werk von Clark: „Kunstvoll“ sei die „vorzüglich lesbare Geschichte Preußens“, urteilt der Laudator bei der Buchvorstellung im Haus der Bertelsmannstiftung vergangene Woche.

„Preußen“, sagt Kocka, „hat längst aufgehört, das Zentrum von Kontroversen zu sein.“ Clark sei an das Thema unvoreingenommen herangegangen – „keine Leidenschaft der Abrechnung, kein Eifer der Pädagogik“.

Die „Befürchtungen von 1990“ hätten sich nicht bewahrheitet, stellt Kocka fest. Zwar waren diese „Befürchtungen“ auch damals schon Hirngespinste, aber es ist trotzdem überraschend, daß ein linker Sozialgeschichtswissenschaftler dies nun auch offen einräumt.

Lob und Tadel für Stasi-Film

Der Direktor der Gedenkstätte für Stasi-Opfer in Berlin-Hohenschönhausen, Hubertus Knabe, wertet die Oscar-Verleihung an den Film "Das Leben der anderen" als „Zeichen für einen Epochenwandel“. Der Nachrichtenagentur „ddp“ sagte Knabe, hier wachse offenbar eine neue Generation von Filmemachern heran, die sich dem Thema DDR anders nähere als in Komödien wie „Sonnenallee“ oder „Goodbye Lenin“.

Allerdings sei die Geschichte eines zum Guten gewandelten Stasi-Schergen reine Fiktion. Deshalb habe er dem Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck auch keine Drehgenehmigung in der Gedenkstätte gegeben.

Der ehemalige DDR-Bürgerrechtler Werner Schulz griff den Film frontal an, weil die Erfindung des guten Stasi-Mannes völlig unrealistisch sei, wie Schulz in der „Welt“ schreibt. "Das Leben der anderen" habe keinen Preis verdient, so der spätere Grünen-Bundestagsabgeordnete. *H.H.*

Zeitzeugen



Alfred Dreyfus – Unter dem (falschen) Vorwurf, für Deutschland zu spionieren, wurde der französische Hauptmann im Generalstab Dreyfus (1859–1935) Ende 1894 zu lebenslanger Haft auf der Teufelsinsel (Französisch Guayana) verurteilt. Wegen entlastender Beweise und auf öffentlichen Druck wurde der Elsässer jüdischer Herkunft 1899 begnadigt und 1906 rehabilitiert. Vor allem die katholische Kirche kam wegen angeblich antisemitisch gefärbter Anwürfe gegen Dreyfus unter Druck. So wurde sie aus dem Schulwesen verbannt.

Rudolf Heß – Der „Stellvetreter des Führers" soll 1987 in der Spandauer Festung 93jährig Selbstmord begangen haben. Sowohl die Hintergründe seines Fluges nach Großbritannien 1941 wie seine Todesumstände geben indes bis heute Rätsel auf. Eine von der Familie veranlaßte Obduktion bestärkte den Verdacht, daß Fremdeinwirkung im Spiel war.



Friedrich der Große – Der berühmteste Häftling der preußischen Geschichte war Kronprinz Friedrich (1712–1786), der spätere König Friedrich II. Nach mißlungener Flucht wurde der junge Prinz 1730 in die Festung Küstrin gesperrt. Dort mußte er der Legende nach die Enthauptung seines engen Freundes und Fluchtgefährten Hans Hermann v. Katte miterleben.

Graf von Monte Christo – Mit dem „Grafen von Monte Christo" schuf der französische Autor Alexandre Dumas der Ältere (1802–1870) den wohl bekanntesten Häftling der Weltliteratur. In dem 1844 bis 1846 erschienenen Roman schildert er die Geschichte eines durch Intrigen jahrelang Inhaftierten, der, wieder in Freiheit, kalt und intelligent Rache übt an seinen Verderbern.



Margarethe Buber-Neumann – Die 1901 in Potsdam geborene spätere Publizistin emigrierte als Frau des KPD-Führers Heinz Neumann nach der NS-Machtübernahme in die UdSSR, wo sie 1938 zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt wurde. 1940 lieferten die Sowjets die Kommunistin an die Gestapo aus, es folgten fünf Jahre Haft im KZ Ravensbrück. In mehreren Büchern setzte sich B.-N. mit den Parallelen von rotem und braunem Totalitarismus auseinander. Sie starb drei Tage vor dem Mauerfall am 6. November 1989.

Krise hinter Schloß und Riegel

Deutschlands Gefängnisse quellen über, und so bleiben Straftäter auf freiem Fuß

Von Sverre Gutschmidt

Es ist Sonntagmorgen. Im Gefängnis Siegburg herrscht Minimalbesetzung. Die Justizbeamten kontrollieren die Toiletten. Hinter einer der Türen im WC-Trakt finden sie eine Leiche. Ein junger Mann, getötet im Gefängnis, den ganzen Vortag lang zu Tode gequält von seinen drei Mithäftlingen in der Gemeinschaftszelle. Niemand hat etwas davon oder vom Transport der Leiche bemerkt. Diese Tat aus der Jugendstrafvollzugsanstalt Siegburg schockierte im November. Jetzt ist das größte Gefängnis Deutschlands, Berlin Tegel, in der Kritik: Überbelegung, zu wenig Personal. Ein Häftling verstarb in der Tegeler Anstaltskirche – der Vorwurf: Ihm wurden Medikamente vorenthalten. Das Personal verkauft angeblich teilweise den zugeteilten Arzneivorrat, um das eigene Gehalt aufzubessern. Berlins Justizsenatorin Gisela von der Aue (SPD) berief einen Ausschuß ein, verhängte einen Maulkorb für die Justiz. Auch aus anderen Bundesländern kommen ernüchternde Nachrichten über die Zustände der Haftanstalten.

„Vollzugsbeamten haben es mit den schwierigsten Menschen unserer Gesellschaft zu tun und schaffen es trotzdem, einen sehr hohen Sicherheitsstandard in den Strafvollzugsanstalten zu gewährleisten. Diese Arbeit findet, so lange nichts passiert, abseits der öffentlichen Wahrnehmung statt. Dabei hätte gerade unser Strafvollzug mehr öffentliche Aufmerksamkeit verdient, denn er ist der tägliche Beweis für den Handlungswillen der Justiz", sagt Roger Kusch, Gründer der Partei Heimat Hamburg, der aufgrund langjähriger Erfahrung im Justizdienst sowie als Richter und ehemaliger Justizsenator Hamburgs zu den wenigen Politikern gehört, die auch die andere, die praktische Seite des Strafvollzugs kennen.

Die Verfolgung dieser anspruchvollen Aufgaben der Justizbeamten wird jedoch seit Jahren seitens der Politik durchkreuzt. Gerade finanzschwache Bundesländer wie Berlin sparen an Stellen ein, was sie nur können. Justizvollzug ist Ländersache, und die Zustände sind von Bundesland zu Bundesland sehr unterschiedlich. Während Hamburg und Hessen jüngst moderne Anstalten errichteten, verschiebt Berlin den Baubeginn der dringend benötigten Anstalt Großbeeren auf 2010. Im nordrhein-westfälischen Siegburg enthüllte der Mord, daß seit langem viel zuwenig Beamte am Wochenende Dienst tun. Die ausschließliche Zuständigkeit der Länder, vom Bundestag im Sommer letzten Jahres beschlossen, dürfte die Unterschiede noch verschärfen. Während auch die Zahl von Richtern und Staatsanwälten seit Jahren bundesweit abnimmt, nimmt die Zahl der Rechtsanwälte um ein Vielfaches zu – keine guten Zeichen für die Entwicklung des Rechtsstaates.

Der Gefängnisdirektor von Tegel, Klaus Lange-Lehngut, redet angesichts seiner bevorstehenden Pensionierung Klartext: „Wir sind bei einer Belegung von 113 Prozent. Wir hatten vor ein paar Jahren bei wesentlich geringerer Belegung über 1000 Beamte. Jetzt sind es nur noch 835." Derzeit habe Tegel 1743 Gefangene – 170 zu viel, so Lange-Lehngut. Doppelt so viele litten zudem unter der Zweierbelegung der Zellen.

Der Direktor spricht von Sparmaßnahmen, „die seit Jahren auf die Anstalt niederprasseln". Im Knast Berlin Moabit sieht es ähnlich aus: Zwei Gefangene teilen sich Einzelzellen, Toilette unabgeschirmt in der Mitte – verfassungswidrig, so das Berliner Kammergericht.

Verbrechensbekämpfung seitens der Polizei droht so an den Zuständen im Gefängnis zu scheitern. In Berlin wird angesichts nicht festgesetzter Intensivtäter jüngst gar der Vorwurf laut, Richter hätten im Wissen um die Überbelegung im Knast Schwerkriminelle laufenlassen. Für diesen schweren Vorwurf spricht, daß in Berlin zwar statistisch immer brutalere Taten, besonders von ausländischen Jugendlichen, verzeichnet werden, gleichzeitig aber die richterlichen Haftbefehle abnehmen. Letzteres beklagt der Bund deutscher Kriminalbeamter. Die Zahl der Haftbefehle mit Verschonung – die Täter dürfen unter Auflagen nach Hause – stieg in Berlin letztes Jahr um elf Prozent.

Ein Blick in die Statistik zeigt noch andere Schwächen: Während die Haftstrafen durchschnittlich zunehmen, hält die Zahl der Haftplätze nicht mit. Der Trend zur Sicherheitsverwahrung verstärkt die Überbelegung. Von der gesetzlich geforderten Resozialisierung haben sich viele Gefängnisse im Alltag längst verabschiedet. Und nun fordert Bundesjustizministerin Brigitte Zypries (SPD) auch im Jugendstrafrecht nachträgliche Sicherheitsverwahrung einzuführen. Dem Vollzug vieler Bundesländer könnte das den Rest geben.

Nach Angaben der Gewerkschaft der Polizei (GdP) wurden 1999 bis 2004 über alle Tätigkeitsbereiche bundesweit 7000 Beamte im Vollzugsdienst eingespart. Das betrifft den Streifenbeamten auf der Straße genauso wie den Justizvollzugsbeamten – Angestellte im Justizdienst noch nicht mitgerechnet. Bis 2010 werden laut GdP nach bisherigen Planungen nochmals insgesamt 7000 Stellen gestrichen. Vorreiter in Sachen „Ausverkauf der Sicherheit" (GdP) seien Berlin, Brandenburg und Sachsen-Anhalt.

Allein die Entlassungsvorbereitungen für eine geregelte vorzeitige Entlassung nehmen wenigstens in Berlin schon jetzt zuviel Zeit für die Beamten in Anspruch – Folge: kontrolliert vorzeitig entlassen (nach zwei Dritteln der Haft) wird in Berlin kaum noch. Dabei sieht das Gesetz solche Maßnahmen auch zum Schutz der Bevölkerung ausdrücklich vor. Statt dessen verlassen die Täter unvorbereitet und ohne begleitete Probe die Anstalt – eine „Rücknahmechance" bei gefährlichen Tätern ist damit vertan.



Hinter Gittern: Eine Einzelzelle ist wegen Überbelegung inzwischen Luxus. Foto: ddp

Studie: Gewalt ist Alltag hinter Gittern

Eine Studie des Krimonologischen Dienstes Nordrhein-Westfalen enthüllt das bisher öffentlich und seitens der Politik kaum wahrgenommene Ausmaß der Gewalt in deutschen Gefängnissen. Vor allem Jugendliche fallen demnach durch besondere Brutalität auf.

Die Studie zur Gewalt rettete Roswitha Müller-Piepenkötter (CDU), Justizministerin von Nordrhein-Westfalen, wahrscheinlich vor dem Rücktritt. Der Vorfall von Siegburg – dort hatten jugendliche Häftlinge „einen Menschen Sterben sehen wollen" und dies völlig unbemerkt auch ausgeführt – wäre eigentlich Grund genug zu einem solchen Schritt gewesen. Die Ministerin, zur Tatzeit gerade anderthalb Jahre im Amt, wollte sich aber mit dem vorher schon in Auftrag gegebenen Papier ein objektives Bild der Lage machen.

Knastkoller: spontanes Zuhauen, jederzeit

Die beauftragten Kriminologen enthüllen darin: Politiker aller Parteien hatten das Thema Gewalt in Haft lange ausgeblendet. Fazit der Forscher ist, „daß Gewalt im Strafvollzug gewissermaßen alltäglich ist". 638 Gefangenenakten standen zur Auswertung allein für Vorgänge im Jahr 2005 bereit – eine Sammlung des Faustrechts, stellten die Wissenschaftler fest. Tätlichkeiten mit Fäusten und Fußtritten sind bereits Routine. Messer kommen trotz Haftbedingungen noch in sechs Prozent aller Auseinandersetzungen vor. 56 Prozent der Täter sind jünger als 25 Jahre. Neuankömmlinge werden zur Begrüßung und zum Abschied rituell brutal mißhandelt. Viele Täter sind Ausländer, in erster Linie Türken, gefolgt von Häftlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien.

Nur ein Viertel der Gewaltauffälligen, die zumeist einschlägig bekannt für ihr Verhalten sind, sind Deutsche. Am häufigsten schlagen statistisch Diebe und Betrüger zu. Auch der Anteil der Rußlanddeutschen ist mit 17 Prozent deutlich erhöht. Die Gewalt ist orts- und zeitunabhängig, meist spontan. Nur durch beherztes Einschreiten der Justizvollzugskräfte sei in vielen Fällen Schlimmeres verhindert worden. Daß an den Wochenenden vermehrt Gewalt herrsche, konnte die Studie dagegen nicht feststellen. *SV*

Wie das Strafen humaner wurde

Der Weg von der Abschreckung und Vergeltung als Vollzugsziel hin zur Resozialisierung ist lang

Von Manuel Ruoff

Der Freiheitsentzug als Strafe ist eine relativ moderne „Erfindung". Im Mittelalter waren die Strafen vornehmlich peinlich, und zwar im doppelten Wortsinne. Sie bestanden in öffentlichen Demütigungen wie dem Stehen am Pranger und in Strafen, die Schmerzen, die Pein verursachten, sprich in Körperstrafen bis hin zur Tötung. Neben der Vergeltung gemäß dem alttestamentarischen Bibelwort „Auge um Auge, Zahn um Zahn" war dabei die Abschreckung das primäre Motiv. Entsprechend grausam und schmerzvoll waren die Strafen einschließlich der Todesstrafe.

Wenn Personen inhaftiert wurden, dann nicht als Strafe, sondern um sie an der Flucht zu hindern, an der Flucht vor der ihnen bevorstehenden peinlichen Strafe, an der Flucht vor der Folter oder an der Flucht aus der Geiselhaft. Staatliche Geiselhaft war damals nicht unüblich. Wohl jeder, der etwas besser „Robin Hood" kennt, weiß um die Geiselhaft von König Richard Löwenherz im Heiligen Reich.

Freiheitsentzug als Strafe setzte sich erst durch, nachdem sich in Europa Staatsformen mit geschriebenem Recht herausgebildet hatten. Allerdings stand anfänglich auch hier wie bei den Körperstrafen das Motiv der Abschreckung im Vordergrund. Entsprechend hart war das Leben in dunklen Kellern und Verliesen. Ein weiteres Motiv war es – analog manchen Körperstrafen wie dem Händeabhacken bei Dieben –, die Delinquenten durch Wegschließen (zumindest für die Zeit ihrer Inhaftierung) an dem Begehen weiterer Verbrechen zu hindern. Anspruch auf Menschlichkeit wurde den Kerkerinsassen dabei nicht zugebilligt.

Das änderte sich mit dem Humanismus und der Aufklärung. Ein neues Motiv trat in den Vordergrund – die „Besserung", die Erziehung zu einem besseren, gottgefälligeren Leben. Nicht umsonst wurde nun der Kerker vom „Zuchthaus" abgelöst. Es ging nun nicht mehr darum, dem Delinquenten Böses anzutun, sondern um seine Beglückung, und das notfalls mit Gewalt. Dieser Motivwechsel hin zur Zwangsbeglückung kommt in den Worten über dem Portal des ersten Zuchthauses des europäische Kontinents in Amsterdam 1595 gut zum Ausdruck: „Ich räche nicht, ich zwing zum Gute hin. Zwar meine Hand ist hart, doch liebreich ist mein Sinn."

Um dem Stand des Besserungsprozesses des einzelnen besser gerecht werden zu können, wurde das sogenannte Stufen- oder Progressivsystem eingeführt, was zu einer Binnendifferenzierung bei der Behandlung der Inhaftierten führte. Um die Häftlinge von schlechtem Einfluß zu befreien, wurde des weiteren die Einzelhaft eingeführt. Ob das ein Segen war, ist allerdings bis heute umstritten.

Den vorläufigen Abschluß der Entwicklung bildet das Aufkommen der „Resozialisierung" als neuem primären Motiv. Hierbei geht es weniger um die Verbesserung des Charakters als darum, dem Verurteilten während und auch nach der Haft eine Stellung in der Gesellschaft zu ermöglichen, die ihn davon abhält, Verbrechen zu begehen. Was anfänglich nur das Ziel privater sogenannter Gefängnisvereine war, ist heute Staatsziel. So lautet das Vollzugsziel im ersten deutschen Strafvollzugsgesetz von 1977: „Im Vollzug der Freiheitsstrafe soll der Gefangene fähig werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen."

Merkel sei Dank

Im Fall Airbus vertrat die Bundesregierung unerwartet massiv deutsche Interessen

Von Rebecca Bellano

Es sieht fast so aus, als wäre Deutschland beim Umbau des Flugzeugbauers Airbus mit einem blauen Auge davongekommen. Von 3500 Stellen in Deutschland, die Airbus auslagert, ist jetzt nur noch die Rede, auch sollen die verbleibenden Airbus-Standorte gefestigt werden. Die erste Reaktion war also erleichtertes Aufatmen und es gingen sogar erste Dankesworte Richtung Bundesregierung, denn diese hatte erstmals ihre

Franzosen waren verstimmt

Interessen ungewöhnlich vehement vertreten.

Und das ist auch gut so, meinte Sascha Lange, Rüstungsspezialist bei der Stiftung für Wissenschaft und Politik in Berlin, gegenüber dem „Spiegel“. „Deutschland kann nicht immer nur den Vorzeigeeuropäer spielen. Für eine europäische Industriepolitik müßte in vielen Hauptstädten umgedacht werden.“

Daß Deutschland erstmals eben nicht den Vorzeigeeuropäer mimte, verwunderte vor allem die Franzosen, die für eine radikal nationale Industriepolitik bekannt sind. Daß die deutsche Bundesregierung in Sachen Airbus nun sogar vor Erpressung nicht zurückschreckte, indem Bundeswirtschaftsminister Michael Glos (CSU) angab, Deutschland würde seine Rüstungsaufträge bei dem Airbus-Mutterkonzern EADS nocheinmal überdenken, schockierte. Auch Franz Müntefering äußerte Unerwartetes: „Ich bin für eine klare Industriepolitik für Deutschland. Auch hier gilt: Wir müssen fair sein gegenüber anderen Ländern, aber nicht dumm.“

„Die wollen unsere Jobs stehlen“, kam es dann auch prompt aus Frankreich zurück, was jetzt Bundesregierung gut getan, da die Deutschen endlich mal wieder den Eindruck bekamen, daß die von ihnen gewählten Volksvertreter deutsche Interessen auch gegen die europäischen Freunde durchsetzen können.



Als wäre alles in bester Ordnung: Merkel und Chirac demonstrierten beste Zusammenarbeit. Foto: ddp

Also mehr deutsche Industriepolitik? Michael Bräuninger vom Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut spricht sich gegenüber der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* vehement dagegen aus. So sei politische Einflußnahme grundsätzlich fehl am Platz, da am Ende nicht nach betriebswirtschaftlichen Kriterien entschieden würde. Ein Staat sei zuständig für die Infrastruktur und Bildung, aber „warum sollte der Staat Flugzeuge bauen?“ Wenn eine Regierung Industriepolitik betreibe, würden Arbeitsplätze zu einem Politikum, meint Bräuninger. Wobei, sind sie das nicht immer? So würde die französische Regierung kaum tatenlos zusehen, wenn Siemens in Frankreich Tausende Jobs abbauen würde.

Bräuninger weist aber auch darauf hin, daß die Bundesregierung im Fall Airbus richtig gehandelt habe. So hätte sie sich gar nicht in der „akuten Krise“ zurückziehen können. Doch für Bräuninger ist klar, daß, wenn Airbus wieder auf dem richtigen Kurs ist, Frankreich sich an Deutschlands marktwirtschaftlich orientierter Politik ein Beispiel nehmen sollte. Ob Frankreich das tun wird, bleibt allerdings sehr zu bezweifeln, schließlich waren die Franzosen schon immer gut darin, in Europa vor allem ihre nationalen Interessen zu vertreten. Dies ging so lange gut, wie der stärkste Gegenspieler, nämlich Deutschland, sich scheute massiv national zu denken. Und je stärker die Globalisierung voranschreitet, desto stärker setzt Frankreich vor allem auf sich selbst. Doch fährt es damit wirklich so viel besser als Deutschland?

National oder global?

Fakt ist, daß beide Länder die gleichen Rahmenbedingungen beachten müssen, denn wer zu national denkt, verliert tatsächlich die Effektivität aus den Augen, wer zu global denkt, steht früher oder später vor dem Ausverkauf seines Landes.

Zudem betreibt Deutschland durchaus Standortpolitik, wenn auch eher im kleineren Rahmen. So wissen die jeweiligen deutschen Bundesländer sehr wohl, wie man auch ausländische Unternehmen anwerben kann. Daß sie dabei auch in Konkurrenz stehen, zeigen zahlreiche Belege aus dem Wirtschaftsleben. Warum der amerikanische Chip-Hersteller AMD in Sachsen baute, warum Opel Standorte in Rüsselsheim, Bochum, Kaiserslautern und Eisenach hat und warum diese im negativen Sinne, als es um den Abbau tausender Stellen ging, miteinander konkurrierten, war schon immer auch eine Frage mit politischer Dimension.



Mit Freude und Zustimmung nahm der Stammtisch im Deutschen Haus die Nachricht auf, daß sich „der zweite Mann im Staate“, Bundestagspräsident Lammert, dafür einsetzen will, im Bundestag noch in dieser Legislaturperiode Deutsch als Landessprache ins Grundgesetz aufzunehmen. Gelassen meinte Lammert dazu, diese Grundgesetzänderung „sei nicht dringend, aber überfällig.“

„Es gibt für die Kultur und das Selbstverständnis dieses Landes keinen wichtigeren Faktor als die Sprache“, sagte Lammert. Für ihn sei das noch wichtiger als die Festlegung auf Berlin als Hauptstadt und auf Schwarz-Rot-Gold als Landesfarben, die beide im Grundgesetz geregelt seien. Im übrigen hätten alle deutschsprachigen Länder in Europa Deutsch als Landessprache in ihrer Verfassung verankert, stellte Lammert fest.

Leider sei das Thema „Deutsch ins Grundgesetz“ bei den jüngst erfolgten Verfassungsänderungen nicht mit aufgegriffen worden, bedauerte der Stammtisch. Das habe wohl daran gelegen, „daß morgens um halb vier niemand mehr neue Themen habe ansprechen wollen“, erfuhr der Stammtisch.

Doch aufgeschoben sei nicht aufgehoben, und es sei eine gute Nachricht, daß sowohl die Bundeskanzlerin und CDU-Vorsitzende Angela Merkel und SPD-Chef Kurt Beck ihre Zustimmung „signalisiert“ hätten.

Aus den Niederlanden kam die Nachricht, daß die dortige Regierung die Verankerung der niederländischen Sprache in der Verfassung anstrebe. Der Schutz der eigenen Muttersprache sei übrigens in fast allen Staaten der Europäischen Union (EU) selbstverständlich und das unterstreiche nachdrücklich die nationalstaatlichen Grundlagen Europas, meinte der Stammtisch.

Euer Michel

Ost-Deutsch (4):

Schlagbaum

Von Wolf Oschlies

Wer war das? Wer hat den Winterorkan vom Januar pietätlos „Kyrill“ getauft? Kyrill und sein Bruder Method, die um 860 den Slawen die Schrift brachten, sind seit 1985 die Schutzpatrone Europas. Jetzt ist Kyrill Namenspatron eines Sturms, der Europa devastierte – pfui! Der Sturm stürmt, Bäume fallen um, alle (Auto)Räder stehen still. Das ist auch die Etymologie des „Schlagbaums“, der von Russen schon vor Jahrhunderten entlehnt wurde und bis heute gebraucht wird: Am 9. Januar ereignete sich im St. Petersburger Hafen ein schwerer Unfall – ein Lkw stieß mit einem Zug zusammen. Warum? Weil „na pereezde slagbauma netu“ – am Schienenübergang kein Schlagbaum war.

„Schlagbaum“ ist nicht irgendeins von Tausenden deutschen Lehnwörtern in der russischen Sprache – es ist ein Stichwort für eine Fülle von Problemen und Alltagssorgen: Russische Hühnerfarmen verlangen einen „Schlagbaum“ gegen Hühnerimporte, Turkmenien ließ den „Schlagbaum“ für russische Medikamente herunter, die Ukraine für russische Zeitungen – Brüssel hob ihn für Bulgarien und Rumänien und senkte ihn für Arbeiter aus diesen Ländern. Russische Ferienlager für Kinder standen seit jeher hinterm „Schlagbaum“, seit neuestem auch Nobelviertel in Moskau und St. Petersburg. Daneben stehen witzige Wortverwendungen: Moskau möchte den „zolotoj slagbaum“ (goldenen Schlagbaum) noch goldener machen, also die Straßenmaut erhöhen. Seit Jahren kämpft die Moskauer Metro gegen die „zajcy“ (Hasen), die Schwarzfahrer, 2005 haute sie ihnen den „Schlagbaum“ übers Fell, nämlich ein elektronisches Billettsystem, dem kein Hase entwischen kann. Das klappte gut und wurde darum von Überland-Verkehrssysteme übernommen: Wer, wenn nicht deutsche Ordnung, verkörpert im „Schlagbaum“, bringt Russen zu Finanzdisziplin?

Am 9. November 2004 erinnerten russische Medien (www.smi.ru) amüsiert daran, wie sich auf den Tag vor 15 Jahren der „Schlagbaum“ mitten in Berlin hob – geliftet durch Schabowskis Äußerung, daß das sofort geschehen werde. Das seien „rokovye dlja svoej partii i gosudarstva slova“ gewesen: Schicksalsträchtige Worte für seine Partei und seinen Staat. Schadenfroh erinnert!

Wolf Oschlies, der PAZ als Osteuropa-Experte verbunden, hat in der Münchner wissenschaftlichen Reihe „Slavistische Beiträge“ ein „Lehrbuch der makedonischen Sprache“ veröffentlicht: 20 Seiten Einführung in Land, Leute und Kultur, 160 Seiten Grammatik „der jüngsten slavischen Literatursprache“. Daß diese Sprache alt ist, läßt Oschlies in Übungstexten erkennen – aus Sprichwörtern, Liedern und Sagen ausgewählt.

Der Reiz der Großen

Deutsche Studenten favorisieren weltweit agierende Unternehmen als Arbeitgeber

Von Ansgar Lange

Den deutschen akademischen Nachwuchs zieht es vor allem zu den Großen. „Boston Consulting Group“ (BCG), „McKinsey“, „Porsche“, „BMW“ und „Lufthansa“ sind die bevorzugten Arbeitgeber junger deutscher Ökonomen, so das Ergebnis einer Exklusivstudie des „Manager-Magazins“.

Für die Studie wurden rund 2600 Hochschulabsolventen durch das Beratungsunternehmen „Universum/Access“ befragt. Frauen beginnen ihre Karriere am liebsten bei „BMW“, so eine Sonderauswertung. Berufseinsteiger mit den besten Noten und Qualifikationen bevorzugten große Unternehmensberatungen wie die „BCG“ und „McKinsey“.

Besonders gut qualifizierte Personen haben nach dem Studium keine Probleme, einen angemessenen Job zu finden, stellt die Exklusivstudie fest. Inzwischen könnten sich viele Einsteiger sogar aussuchen, wo sie arbeiten möchten, da die Arbeitgeber wieder um die besten Köpfe konkurrierten. Doch auch die Anforderungen an die Bewerber seien weiter gestiegen.

Die Durchschnittsgehälter der Berufsstarter bewegen sich mit Summen zwischen 36 000 Euro und 41 000 Euro auf dem Niveau der Vorjahre, so die Studie. Besonders gut qualifizierte Einsteiger könnten aber deutlich höhere Einkommen erzielen. Bis zu 100 000 Euro könne beispielsweise ein junger Jurist in einer Großkanzlei verdienen.

„Es ist nachvollziehbar, daß Top-Leute ihren beruflichen Einstieg bei international agierenden Konzernen planen“, sagte Michael Müller, Wirtschaftssenator im „Bundesverband mittelständische Wirtschaft“ (BVMW).

„Der Reiz der großen Namen ist sehr verlockend. Die mittelständischen Unternehmen müssen sich daher mehr anstrengen, um an die besten Bewerber zu kommen. Selbstverständlich sind ‚McKinsey‘, ‚Porsche‘ oder ‚Lufthansa‘ jedem bekannt. Doch in mancher Nische oder in der vermeintlichen Provinz gibt es den einen oder anderen Mittelständler, der in seinem Segment zur Weltspitze gehört. Die Mittelständler müssen den Kampf um die besten Köpfe offensiver als bisher angehen und darauf aufmerksam machen, daß sie vielleicht bei der Höhe des Gehalts nicht mithalten können, dafür aber bei der Gestaltungsfreiheit und Eigenverantwortlichkeit. Zudem wird das Geschäft der Mittelständler immer internationaler und damit interessanter.“ Nicht nachvollziehbar sei die geringe Bereitschaft zur Selbständigkeit bei Hochschulabsolventen in Deutschland.

Der Mittelstand bietet mehr Freiheiten

„Hier versagt das Universitätssystem, wie ein Vergleich mit unseren Nachbarländern oder mit den USA klar belegt. Gute Forscher und Lehrer müssen auch unternehmerisch denken. Es dürfte schwer fallen, einen naturwissenschaftlichen Nobelpreisträger zu finden, der nicht auch unternehmerisch engagiert ist. Die gemächlichen Prinzipien der öffentlich-rechtlichen Hochschulbürokratie passen nicht mehr zu einer unternehmerischen Wissensgesellschaft. Prosperierende Länder und Regionen sind zunehmend auf die rasche Einführung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Wirtschaft angewiesen und benötigen dafür Unternehmerpersönlichkeiten“, resümiert IT-Dienstleister Müller.

Österreichische Absolventen wagen mehr

In Österreich sieht die Situation anders aus. Etwa ein Drittel der Studierenden plant nach der Studie „Austrian Survey on Collegiate Entrepreneurship 2006“ den Berufseinstieg als unselbständig Tätiger in einem kleinen oder mittleren Unternehmen (bis 250 Mitarbeiter).

„Ein Laufbahnbeginn in einem Großunternehmen wird vergleichsweise nur von 15,8 Prozent genannt. In der Forschung wollen 9,3 Prozent tätig werden. Eine Tätigkeit im öffentlichen Dienst wird nur von 5,9 Prozent angestrebt. Etwa jeder siebente Absolvent strebt bereits direkt nach Studienabschluß die Aufnahme oder Fortführung einer unternehmerischen Tätigkeit an“, so Studienautor Prof. Dr. Norbert Kailer, Vorstand des „Instituts für Unternehmensgründung und Unternehmensentwicklung“ der Johannes Kepler Universität Linz.

Das Gründungsklima an der eigenen Hochschule werde von 28 Prozent der österreichischen Studierenden als sehr oder ziemlich gut eingeschätzt, 45 Prozent bezeichnen es als eher gut.

Obwohl an sich von einer mehrjährigen Wartezeit zwischen dem Ende des Studiums und dem Beginn einer unternehmerischen Tätigkeit auszugehen sei, zeige die internationale ISCE-Studie bereits einen beachtlich hohen Anteil studierender Unternehmer und Unternehmerinnen 3,2 Prozent von insgesamt 37412 antwortenden Studierenden.

„Absolut gesehen entfällt der größte Anteil von Studierenden mit unternehmerischer Erfahrung auf Österreich mit 35 Prozent, gefolgt von Neuseeland mit 21 Prozent, der Schweiz mit 17 Prozent und Deutschland mit sieben Prozent“, so das Fazit von Kailer.

MELDUNGEN

»Iran ist nur Ausrede«

Preßburg – In der Slowakei sind die politischen Reaktionen auf das geplante US-Raketensystem in der benachbarten Tschechei eher positiv. „Das Abwehrsystem, das in Europa von Amerikanern gebaut wird, ist nicht gegen den Iran oder Nordkorea gerichtet … Diese Radarstationen sind gegen Rußland gerichtet“, kritisiert der Chef der mitregierenden Slowakischen Nationalpartei jedoch die offizielle Begründung für die Anlagen.

Verständnis für Teheran

New York – Der Iran erhielt von unerwarteter Seite Unterstützung für seine abwartende Haltung in den internationalen Atomgesprächen. Der ehemalige UN-Waffeninspektor Hans Blix kann verstehen, warum der Iran seine Urananreicherung nicht aufgibt. „Ich wäre überrascht, wenn ein Pokerspieler seine Trumpfkarte schon wegwerfen würde, bevor er am Tisch Platz nimmt“, so Blix.

Vogelgrippe nahe Moskau

Moskau – Nachdem auf einem Markt in der russischen Hauptstadt Geflügel mit dem H5N1-Erreger entdeckt worden war, ermittelte die Moskauer Staatsanwaltschaft gegen Zuchtbetriebe der Region. Außerdem erließen die Behörden umgehend strenge Sicherheitsmaßnahmen im gesamten Großraum Moskau. Auf vier Farmen wurde vorsorglich der gesamte Tierbestand notgeschlachtet. Ein Teil des Geflügelmarktes in Moskau, von dem die infizierten Tiere stammten, wurde geschlossen. Menschen seien bis jetzt nicht erkrankt, hieß es von offizieller Seite.

Jetzt heißt es Mann gegen Mann

Den USA bleibt in Bagdad nur noch der Häuserkampf – gehört wird auf den Rat eines Historikers

Von Jörg Schmitz

Mit einem geordneten Rückzug erwirbt ein Feldherr selten historischen Ruhm. Zu Unrecht: Der Rückzug im rechten Moment beugt oft genug einer größeren Niederlage vor. Tony Blair hat dies begriffen.

Und so schrumpft die Koalition der Willigen. Auch in den USA wächst der Widerstand gegen eine Verlängerung der Truppenpräsenz im Irak. Doch für das Pentagon und die Bush-Regierung ist der Einsatz zwischen Euphrat und Tigris – der für die USA inzwischen schon länger dauert als der Zweite Weltkrieg – noch lange nicht vorbei. Im Gegenteil.

Die vor einigen Tagen gestartete Großoffensive amerikanischer und irakischer Truppen in Bagdad ist in vollem Gange. Die Offensive richtet sich gleichermaßen gegen sunnitische wie schiitische Extremisten. So sollen die täglichen Anschläge, Entführungen und Ermordungen in der Hauptstadt eingedämmt werden.

Wie viele Soldaten genau beteiligt sind, ist unklar. Und wie genau die Streitkräfte gegen die Extremisten vorgehen auch – militärische Geheimhaltung. US-Präsident George W. Bush hatte jedoch angekündigt, bis Ende Mai 21500 zusätzliche Soldaten in den Irak, insbesondere nach Bagdad, entsenden zu wollen.

Die Blaupause für diese Strategie liefert der Militärhistoriker Fred Kagan, Experte für sowjetische Militärgeschichte und napoleonische Schlachten. Im Straßenkampf, Mann gegen Mann, müsse die US-Armee „Bagdad säubern und halten“.

In TV-Interviews wirkt der erst 36jährige Kagan fast wie eine Karikatur: zu beleibt, zu enger Anzug, zu große Brille und zu schnell zu verschwitzt im Scheinwerferlicht der Kameras. Ob dieser Apologet des Bush-Krieges eigentlich je selbst gedient hat. Hat er? „Nein!“ Nie ein Gewehr in der Hand gehabt? „Nein, aber ich war zehn Jahre lang Dozent in West Point.“ West Point, das ist die Kaderschmiede der US-Armee. Kagan schaut sauer drein, zu oft hat er diese Antwort geben müssen.

Als „chicken-hawks“, gleichsam als „feige Falken“, wurden konservative Intellektuelle wie er schon vor vier Jahren geschmäht. Denn die allermeisten von ihnen, die damals in Washington das propagandistische Sperrfeuer für des Präsidenten Feldzug gegen Saddam Hussein leisteten, hatten nie selbst für die Nation im Dreck gelegen. Nicht mal im Manöver.

„Den Sieg wählen“, nennt Kagan seine 47 Seiten starke Studie, die im Untertitel „einen Plan für den Erfolg im Irak“ verspricht. Mancher Satz klingt, als sei er auf einem anderen Stern verfaßt worden: „Der Präsident muß einen persönlichen Aufruf an die jungen Amerikaner richten, sich als Freiwillige zum Kampf zu melden im entscheidenden Konflikt dieser Generation.“

Seltsam klingt das Fazit seines Reports, geschrieben anno 2007, nach 47 Monaten Gefecht und mehr als 3000 gefallenen GIs: „Es ist Zeit für Amerika, in den Krieg zu ziehen und zu gewinnen.“ In seinem Büro hat der Militärhistoriker penibel ausgerechnet, wie viele zusätzliche Kampftruppen es dafür braucht: Bei ihm sind es mindestens fünf Brigaden, macht 35000 Mann, für mindestens 18 Monate.

Einwände der Generalität im Pentagon, die Armee sei längst überdehnt, wischt Kagan beiseite: Die Soldaten müßten eben drei oder fünf Monate länger ausharren im Feld. Am besten solle der Präsident schon jetzt sechs Verbände der Nationalgarde mobilisieren, vorsorglich für 2008 – Bush will das jetzt auch.

Doch am wichtigsten ist für Kagan ein Strategiewechsel: „Der Schutz der irakischen Bevölkerung war nie oberster US-Auftrag“, bemängelt er, „das muß nun Priorität haben“. Das sei „die höchste Pflicht eines Besatzers“. Und nur in einem Klima relativer Sicherheit seien Sunniten und Schiiten zu Kompromissen fähig – Bush hat sich zu diesem Punkt noch nicht geäußert.

Selbst Skeptiker des Plans bescheinigen Kagan, er sei integer. Dieser Wissenschaftler, so bezeugt etwa Eliot Cohen von der Johns-Hopkins-Universität, habe Kurskorrekturen gefordert, als andere noch jubelten über die Siege von Amerikas schlanker High-Tech-Truppe in Afghanistan und im Irak. Kagan verlangte bereits damals mehr Soldaten zur Bekämpfung von Aufständischen. Auf Ex-Verteidigungsminister Rumsfeld hat sich Kagan eingeschossen. Der habe schon 2001 mit falschen historischen Analogien den Präsidenten in die Irre geführt und zu wenig US-GIs an den Hindukusch geschickt. „Und dann haben sie denselben Fehler im Irak wiederholt“, sagt er.

Und jetzt, wo nur 21500 statt geforderter 35000 Mann in den Irak geschickt werden sollen? Wieder zu wenig Soldaten. Wäre ein Rückzug wie der der Briten nicht der bessere Weg? Kagan hört sich diese Fragen von TV-Journalisten an – und schweigt.



Tödliche Ausweiskontrolle in Bagdad: Jeder Fahrer könnte ein Selbstmordattentäter sein. Foto: Reuters / Corbis

Von Berlin unterdrückt

In Polen wird die Diskriminierung hier lebender Polen beklagt

Von Joachim Görlich

Man ist erstaunt, wer da alles im östlichen Nachbarland Polen auf die antideutsche Welle aufspringt. Nun hat der Genosse Trend die bürgerliche „Rzeczpospolita“ erfaßt. In einem großen Artikel hält ein Autorentrio Berlin vor, daß „hierzulande die hier lebenden 3,5 Millionen Polen“ quasi unterdrückt würden. Von wo die Zahl stammt, weiß man nicht – möglicherweise wurden da deutsche Spätaussiedler oder polnischstämmige Bundesbürger mitgezählt.

Es ist ebenso unstimmig, daß die offiziell genannte Zahl der Deutschen in Polen nur 180000 beträgt: Allein für die Woiwodschaft Oppeln wurden 300000 gerechnet. Im Einklang mit der nationalistischen Außenministerin Anna Fotyga verlangt die Zeitung für die Deutschlandpolen Rechte einer ethnischen Minderheit. Auch hier läßt man die Fakten einen guten Mann sein: Eigentliche Minderheitsrechte hätten hierzulande nur zwei Volksgruppen – Dänen und Lausitzer Sorben. Allenfalls noch die Roma und Sinti sowie die Friesen. Die Juden werden kurioserweise nicht genannt.

Nur zwei Prozent der polnischen Kinder in Deutschland, das wären 7000, erhielten polnischen Unterricht. Daß es bereits vor der „Wende“ eine von den deutschen Kultusbehörden subventionierten polnischen Schulverein gab, der für den polnischen Zusatzunterricht sorgte, wobei bezüglich der Qualifikation der Lehrer öfters deutsche Behörden beide Augen zudrückten – davon ist keine Rede. Auch nicht davon, daß ein polnisches Gymnasium trotz aller deutschen Bemühungen nie zustande kam. Ursachen waren die politische Zerstrittenheit der polnischen Vereine oder Ghettoisierungsbefürchtungen der Eltern.

> Von 3,5 Millionen Polen in Deutschland ist die Rede

Der Leser der „Rzeczpospolita“ erfährt auch nicht, daß polnische Emigranten großzügig als politische Flüchtlinge anerkannt und – auch Dank deutscher Vertriebenenpolitiker – den deutschen Spätaussiedlern nahezu in jeder Hinsicht gleichgestellt wurden. Schließlich wird den Deutschen „das Schließen polnischer Fakultäten“ vorgehalten. Nun, in der Ära der Globalisierung wird leider vieles leichtsinnig eingespart, vor allen Dingen, wenn hier die Nachfrage fehlt.

Die Deutschlandpolen brauchen, wie gefordert, keinen regierungsamtlichen „Assimilierungsplan“: Sie sind im Gegensatz zu den Türken eingegliedert. Das geht allein schon aus der Lektüre ihrer vier großen Zeitungen hervor (die Deutschen in Polen haben nur eine). Diese polnischen Zeitungen vertreten die polnische Deutschlandpolitik (zwei davon sind postkommunistisch).

Die „Zeitung der Deutschen in Polen“ „Schlesisches Wochenblatt“ (Oppeln) erscheint zu 66 Prozent auf Polnisch, hat polnische Mitarbeiter, wird nur zu 20 Prozent vom polnischen Kultusministerium subventioniert. Der Rest vom roten Berliner Auswärtigen Amt, das dafür Sorge trägt, daß da nichts erscheint, was die Herren an der Weichsel irritieren könnte.

Wer aber im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. Polen ist neben Tschechien das einzige EU-Land, in dem die EU-Vorgaben für zweisprachige Ortsschilder bei Minderheitenanballungen mißachtet werden.

Nicht nur dort wo Deutsche, sondern auch dort, wo Ukrainer, Weißrussen und Slowaken leben. Und: Bundesbürger, die vom polnischen IPN, dem Pendant der Birthler-Behörde, als politisch Verfolgte beziehungsweise deren polnische Ehegatten anerkannt wurden, erhalten weiterhin nicht die „Klarnamen“ ihrer Täter, und polnische Gerichte lehnen unter dem fadenscheinigen Bescheid, die Akten seien „verlorengegangen“, jegliche Rehabilitierung ab.

Nutzloses Urteil

Internationaler Gerichtshof vermeidet direkte Verurteilung Belgrads

Von R. G. Kerschhofer

Der Internationale Gerichtshof (IGH) in Den Haag hat am Montag ein entlarvendes Urteil gefällt: Das Massaker von Srebrenica war Völkermord – aber nur begangen von bosnischen Serben. Serbien selbst habe es bloß verabsäumt, die von ihm gerüsteten bosnischen Serben von ihren Taten abzuhalten. Entschädigung für Opfer gibt es keine. Die Klage gegen Serbien war 1993(!) von Bosnien-Herzegowina, damals schon Uno-Mitglied, eingebracht worden – wegen der bereits damals im Lande begangenen Greueltaten.

Wachgerüttelt wurde die Welt erst, als im Juli 1995 bosnisch-serbische Verbände unter General Ratko Mladic die Uno-Schutzzone Srebrenica besetzten, eine muslimische Enklave im serbischen Teil Bosniens. Die dort stationierten niederländischen Blauhelme lieferten ihre Schützlinge widerspruchslos aus. Etwa 8000 muslimische Männer und Jugendliche wurden liquidiert. Immerhin trat die niederländische Regierung wegen der unrühmlichen Affäre zurück – sieben Jahre später. Mladic ist weiterhin flüchtig, doch seine Auslieferung durch Serbien ist keine Bedingung mehr für die EU-Assoziierung. Und das IGH-Urteil ist wieder einmal Munition für alle muslimischen Extremisten.

> Nur Schuld der bosnischen Serben

Der von der britischen Richterin Rosalyn Higgins geleitete IGH wird häufig mit anderen Instanzen verwechselt: Er ist ein Gerichtshof, vor dem nur Staaten gegen Staaten klagen können. Palästinenser oder Kurden können dort niemanden verklagen. Und verurteilte Staaten müssen sich nicht dem Urteil unterwerfen – wovon bisher die USA, Frankreich, Südafrika, Marokko und andere Gebrauch machten.

> Den Haager Gerichtshöfe sind machtlos

Der Internationale Strafgerichtshof (IStGH) mit Sitz ebenfalls in Den Haag ist seit 2002 (theoretisch) zuständig für Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Kriegsverbrechen und „Aggression“. In seinem Statut ist ein „Rückwirkungsverbot“ verankert, demzufolge eine Tat nicht durch nachträgliche Gesetze zum Verbrechen werden kann. Bemerkenswert – war ja nicht immer so. Der IStGH ist aber machtlos gegen Staaten, die den IStGH-Vertrag nicht ratifizierten, darunter die USA, Rußland, China, Israel, Indien, Pakistan und der Iran. Bisher einziger Angeklagter war ein Kongolese.

Auch residiert in Den Haag der Internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien. Verurteilt wurden bisher je ein paar Serben, Kroaten, Bosniaken und Albaner. Aber jene „Entente“-Politiker, die fast bis zuletzt einen Slobodan Milosevic deckten, werden nie vor Gericht stehen. Und „Milo“ selbst ist der Haager Chef-Anklägerin Carla del Ponte unter der Hand weggestorben.

Und dann besteht auch noch ein Internationaler Strafgerichtshof mit Sitz in Tansania, der sich mit dem Völkermord in Ruanda 1994 befaßt. Er hat bisher etwa zwei Dutzend Urteile gesprochen, darunter auch gegen Journalisten wegen „Verhetzung“.

Kosten/Nutzen-Analysen für diese sündteuren Vernebelungs-Apparate gibt es ebensowenig wie für jene Gremien, die davon leben, Kulturdenkmäler zum „Weltkulturerbe“ und Landschaften zum „Weltnaturerbe“ zu erklären. Doch immerhin wissen Denkmal- und Naturschützer, wogegen sie im nachhinein protestieren müssen, und Historiker, was als Völkermord zu gelten hat und was nicht.

»Rußland ist nicht China-Town«

Nationalbolschewisten fordern »Eisernen Vorhang« von Putin

Von M. Rosenthal-Kappi

Früh morgens versperrten Irkutsker Nationalbolschewisten den Eingang zum Gebäude der örtlichen Einwanderungsbehörde. Sie drangen in das Haus ein, entrollten auf dem Balkon Spruchbänder mit den Parolen „Rußland ist nicht China-Town", „Stoppt die chinesische Expansion" und „Beamte sind Handlanger Chinas". Dabei zündeten sie Feuerwerkskörper. Einige der Teilnehmer ketteten sich am Balkongeländer an.

Mit dieser Protestaktion wollten die Nationalbolschewisten die sogenannte chinesische Expansion nach Sibirien bekämpfen. Die Demonstranten forderten von ihrem Staat einen „Eisernen Vorhang", der China von Rußland trennt. Ihr Anführer Eduard Limonow erklärte, daß es sich um keine nationalistische Aktion handele.

Der Grund für den Protest ist ein tatsächlicher Anstieg der Zahl der chinesischen Migranten in Sibirien und im fernen Osten Rußlands. Ein Trend, der seit 1988 anhält, als für die Überschreitung der sowjetisch-chinesischen Grenze die Visumspflicht abgeschafft wurde. Damals zog es vor allem kleine Händler und Gewerbetreibende nach Rußland. Da das Land darauf nicht vorbereitet war, machten sich erste Ängste vor einer chinesischen Überfremdung breit. Von „demographischer, friedlicher, stiller" Expansion war die Rede. Die Angst vor der „gelben Gefahr" hat sich bis heute gehalten.

Die Nationalbolschewisten gehen davon aus, daß die Irkutsker Einwanderungsbehörde die Zahl der chinesischen Migranten absichtlich offiziell niedriger beziffert, als sie tatsächlich ist. Schon jetzt leben ihrer Ansicht nach mehr als eine Million Chinesen auf russischem Territorium. Sie fürchten, daß innerhalb der nächsten zehn Jahre in Sibirien und im Fernen Osten ein eigener Kosovo entstehen könnte. Die Art und Weise, wie die Irkutsker Behörde mit Einwanderern umgehe, sei mit dem Kampf des Staates gegen illegale Einwanderung nicht vereinbar.

Die nicht genehmigte Aktion wurde von der Polizei schnell beendet. Fünf Nationalbolschewisten wurden verhaftet und am Abend gegen Zahlung einer Strafe von 500 Rubel wegen der „Durchführung einer nicht genehmigten öffentlichen Aktion" wieder freigelassen. Dies war die erste Demonstration der Nationalbolschewisten mit nationalistischen Untertönen. Bisher wurden Aktionen radikaler Gruppierungen wie der „Bewegung gegen illegale Einwanderung" und der „Union orthodoxer Bruderschaft", die in der Vergangenheit politische und soziale Protestaktionen durchgeführt hatten, von den Nationalbolschewisten nie unterstützt. Eduard Limonow rechtfertigte die jetzige Aktion damit, daß das Problem der chinesischen Expansion ein drängendes sei. Wenn das Gebiet weiter mit Chinesen bevölkert werde, bedeute dies auf lange Sicht einen Gebietsverlust für Rußland. Ihn beunruhigen weniger die Chinesen an sich als die allgemeine demographische Situation.

Tatsächlich stellt die Migration chinesischer Nachbarn den russischen Staat vor Probleme, die komplexer Natur sind. China und Rußland sind aufgrund ihrer umfangreichen wirtschaftlichen Beziehungen und ihrer geopolitischen Lage auf eine freundschaftliche Grundhaltung zueinander angewiesen. Zwar hat der russische Staat genaue Vorschriften für chinesische Migranten, sprich strenge Paßkontrollen und Registrierung bei den örtlichen Behörden, erlassen, ihre Überprüfung stellt jedoch ein Problem dar. Sei es, weil örtliche Politiker absichtlich illegal in ihrem Amtsbereich arbeiten lassen, um den Mangel an eigenen Arbeitskräften auszugleichen und so die Produktivität der Region anzukurbeln, sei es, weil in fernöstlichen Regionen nicht genügend russisches Personal zur Überprüfung zur Verfügung steht. Exakte Statistiken über die in Rußland lebenden Chinesen gibt es nicht. Nach einer Schätzung Moskauer Experten leben bis zu 500 000 Chinesen auf russischem Boden. Von einer Bedrohung kann bei solch einer Zahl noch keine Rede sein. Schon eine etwas stärkere Migration nach Rußland könnte Regionen im fernen Osten oder in Sibirien laut dem russischen Wissenschaftler Baklanow jedoch aus dem Gleichgewicht bringen. Das wäre zum Beispiel der Fall, wenn etwa fünf Millionen Chinesen in ein dünn besiedeltes russisches Gebiet einwanderten, während der russische Bevölkerungsanteil beständig zurückginge. In den fernöstlichen Regionen Rußlands beträgt der Bevölkerungsschwund seit 1989 16 Prozent insgesamt.



Billig, aber nicht überall gern gesehen: Chinesische Gastarbeiter in Rußland Foto: Itar-Tass / Corbis

Die Befürchtungen der sibirischen Russen sind nicht unbegründet. Bei einem Besuch in Sibirien soll Präsident Putin schon im Jahr 2000 davon gesprochen haben, die russische Bevölkerung werde im Fernen Osten in einigen Jahrzehnten Japanisch, Chinesisch oder Koreanisch sprechen, wenn nicht sehr bald gewaltige Anstrengungen zur Entwicklung dieser Regionen unternommen würden.

Die chinesischen Interessen sind für Rußland Chance und Bedrohung zugleich. Der gewaltige demographische Druck, dem China ausgesetzt ist, führt zu beständig wachsendem Energiebedarf und einer hohen Arbeitslosenquote im Lande.

Rußland hingegen kann mit Hilfe chinesischer Migranten seinen Mangel an Arbeitskräften ausgleichen. Vor allem gering bezahlte und bei Russen unbeliebte Arbeiten werden von Chinesen gern verrichtet. Rußland kann seinen rasanten wirtschaftlichen Aufstieg nur mit dem Zuzug neuer Arbeitskräfte aufrechterhalten. Gleichzeitig boomt die Wirtschaft in China und verleiht dem Reich der Mitte neue Macht.

Aufgrund des steigenden Energiebedarfs hat China ein besonderes Interesse an russischen Rohstoffen, bei deren Ausbeutung chinesische Arbeitskräfte Rußland ebenfalls dienlich sein könnten, während China das Problem der hohen Arbeitslosigkeit so verringern könnte. Die Beteiligung chinesischer Firmen würde den russischen Staatshaushalt darüber hinaus mit neuen Steuereinnahmen verbessern.

Rußland wird die Probleme seiner grenznahen Regionen nur in den Griff bekommen, wenn der Staat das Vertrauen der dort ansässigen Bevölkerung zurückgewinnt, indem es für annehmbare Lebensbedingungen sorgt bei gleichzeitiger Begrenzung und Kontrolle der Migration.

Russen-Quote gefordert

Österreichs Skiorte klagen über zu viele »neue Russen«

Von R. G. Kerschhofer

Großen Wirbel hatte kürzlich die – inzwischen ehemalige – Chefin des Kitzbüheler Tourismusverbandes mit der Bemerkung ausgelöst, man wolle eine „Russen-Quote" von zehn Prozent einführen. Von österreichischer Seite kamen heftige Dementis und Beschwichtigungen. Aber auch von russischer Seite wurde die Sache heruntergespielt, ja man äußerte sogar Verständnis für Länderquoten. Und die russische Öffentlichkeit entrüstete sich weit mehr über die internationale Berichterstattung: Vor allem britische Medien hatten Horrormeldungen über „russische Horden" verbreitet.

Doch wie meist bei dementierten Äußerungen ist nicht alles aus der Luft gegriffen. Gäste beschweren sich über rücksichtsloses „Feiern" von Russen, und Hoteliers beklagen, daß manche Russen ihre Zimmer in, sagen wir, ungewöhnlichem Zustand zurücklassen. Typisch russisch? Ja und nein. Russen in Feierstimmung schlagen tatsächlich gerne über die Stränge. Doch Exzesse gehen von einer bestimmten Kategorie von Leuten aus, von Neureichen eben.

Was speziell in Kitzbühel für Irritationen sorgt, ist ein durch Russen (mit-)verursachter enormer Anstieg der Grundstückspreise. Elena Baturina, die einzige russische Milliardärin und Gattin des Moskauer Bürgermeisters Luschkow, will ein Luxus-Hotel errichten – auf dem Gelände des Golfplatzes, der bereits als „Russen-Club" gilt. Und ein Ghetto – selbst ein Luxus-Ghetto – ist eben nicht jedermanns Geschmack.

Das Verhältnis der Österreicher zu den Russen war allerdings immer schon zwiespältig – schon als man noch eine gemeinsame Grenze hatte: Kulturell gab es enge Beziehungen – Johann Strauß etwa feierte Triumphe in Rußland. Andererseits gehörten die Zaren als „Schutzherren der Slawen" zu den Totengräbern der Donaumonarchie. Absoluter Tiefpunkt aber war die Besatzungszeit. Ältere Semester, die in der „Russenzone" lebten, reden bis heute von der „Russenzeit". Meldungen über „unbekannte Täter" gehörten zur Tagesordnung – doch anders als heute war damals klar, auf welche Nationalität sich das bezog.

Mit dem Staatsvertrag 1955 schwang die Stimmung um.

»Feiern« enden in Exzessen

Chruschtschow hatte respektable Sympathiewerte, und die Raumfahrterfolge machten klar, daß nicht alle „sowjetischen Errungenschaften" nur Propagandalügen waren. Die damals hohen – heute fast lächerlich wirkenden – Reparationszahlungen konnten in Warenlieferungen umgewandelt werden. Mit dem Effekt, daß die Sowjets nach Ende der Gratislieferungen weiter kauften, was und von wem sie es gewohnt waren. Russen verlassen sich gerne auf Bewährtes – und sie erwiesen sich als verläßliche Geschäftspartner.

Auch als Touristen greifen Russen gerne auf Vertrautes zurück, also auf das, was ihnen aus Literatur oder Erzählungen bekannt ist. (Davon profitieren ja auch die Schweiz und die Riviera.) Und wie einst folgt man gerne dem Beispiel der Mächtigen: Daß Präsident Putin 2001 mit Familie die Ski-WM in St. Anton besuchte und mit Kanzler Schüssel Skifahren ging, war wirkungsvoller als jede Werbekampagne.

Bei Übernachtungen beträgt der russische Anteil zwar nur ein Prozent – in Kitzbühel zwei Prozent – doch Russen geben im Schnitt 245 Euro pro Tag aus (Franzosen 162, Deutsche 114 Euro). Sie buchen Vier- oder Fünf-Sterne-Hotels, füllen das „Jännerloch" zwischen Weihnachten und Semesterferien und zählen zu den besten Kunden der Wiener Luxusjuweliere.

Letztendlich viel bedeutender sind natürlich die „gewöhnlichen" Wirtschaftsbeziehungen. Zu diesen kamen in den letzten Jahren umfangreiche Investitionen und Finanztransaktionen – auch Richtung Westen. So etwa kooperiert der Österreicher Ronny Pecik, der bereits die Schweizer Konzerne Örlikon und Saurer unter seine Kontrolle brachte, mit dem „regimetreuen" Oligarchen Viktor Wekselberg, um auch Sulzer zu übernehmen. Und die Austrian Airlines entschlossen sich zu einer Allianz mit der auf Betreiben des Kreml neugegründeten AirUnion.

Noch etwas zum Zwiespältigen: Es heißt, daß postsowjetische Finanzkreise – zu denen auch mafiöse Organisationen gehören – eine Art Stillhalteabkommen getroffen haben. Irgendwo – und dazu zählt Österreich – will man den neuen Reichtum eben auch ohne Leibwächter genießen können. Was die spendierfreudigen russischen Touristen aber nicht abwertet, denn sie scheinen tatsächlich dem neuen Mittelstand anzugehören.

Die Ewiggestrigen

Grenzländer schwärmen in der Tschechei von guter, alter Zeit

Von Wolf Oschlies

Träger der Banner mit dem „Choden-Hund", dem Wappen der mittelalterlichen Grenzwächter Böhmens, Nationalhymne, Hussiten-Choral „Die ihr Gottes Streiter seid ...", Ansprachen an „Genossinnen und Genossen": Was wie surreales Theater anmutete, war letzten September der Auftakt des VII. Nationaltreffens des „Klubs des tschechischen Grenzlands" (KCP) in Brno (Brünn). Alle zwei Jahre wird Heerschau gehalten, in der Zwischenzeit dirigieren ein „Nationalrat" und 14 „Bezirksräte" den KCP. Vor 15 Jahren gegründet, müht der sich ab mit dem Motto „Nur wenn unser Grenzland tschechisch bleibt, bleibt auch unser ganzes Vaterland tschechisch" einen tschechischen Nationalbolschewismus zu schaffen.

Ein hoffnungsloses Unterfangen! Die 7000 Mitglieder sind mehrheitlich Karteileichen, besonders in Nordböhmen ist der Schwund enorm, von den 14 Bezirksräten zeigen nur zwei Reste von Aktivität. Die Vortragsangebote des KCP stoßen auf Desinteresse, besonders in den Schulen werden KCP-Aktivisten „häufig abgewiesen". Die Vereinskasse ist chronisch leer, das Vereinsblättchen „Hranicar" (Grenzer) bringt nichts ein, Sponsoren lassen sich nicht sehen, und „wir Rentner können nicht den Klub vom Haushaltsgeld finanzieren" (wie ein KCP-Aktivist klagte). Großaktionen des KCP – etwa 2005 die „Internationale Stafette Auf den Spuren der Befreier", die über Breslau, Berlin, Dresden und Prag führte – fallen als Kleinstunternehmen aus und „wurden von allen Städten, die wir besuchten, überhaupt nicht wahrgenommen".

Seit einigen Jahren unterhält der KCP eine Website (www.klub-pohranici.cz), auf der der Befreiungsschlag zu verfolgen ist, mit dem der Klub aus seinem Schattendasein treten will. Das Zauberwort heißt „tschechische Nationalinteressen", und darunter wird buchstäblich alles subsumiert, was nur denkbar ist: Man feiert altböhmische Könige und den tschechoslowakischen Staatsgründer Masaryk, rühmt mittelalterliche Reformer wie Jan Hus und kommunistische Diktatoren wie Klement Gottwald – den debilen Alkoholiker, der die demokratische Tschechoslowakei 1948 Stalin komplett ausgelieferte. Man pflegt die „Gedenkstätten" der Sowjet-Besatzer von 1968 und polemisiert gegen Globalisierung, Israel, USA, Nato und was sonst noch in der Rubrik „Denationalisierung" Platz findet.

»Nationalinteressen« werden gepflegt

Größter Dorn im KCP-Auge sind die Deutschen, denn „mit hoher Intensität geht der Germanisierungsprozeß weiter, der unmittelbar nach dem Jahr 1989 begann". So KCP-Vorsitzender Karel Janda, wobei er besonders den „deutschen Einfluß im tschechischen Grenzgebiet" beklagte. Und da wird es entlarvend: Wie Václav Houzvicka, führender tschechischer Soziologe interethnischer Beziehungen, seit 15 Jahren akribisch erkundet, geht tschechische Reserviertheit gegenüber Deutschland laufend zurück und macht gelassener Nachbarschaft Platz – verstärkt seit 2004, als Tschechien EU-Land wurde. Über zwei Drittel der Grenzlandbewohner unterstützen den pragmatischen Koexistenzkurs der Prager Regierungen. „Die Vergangenheit bleibt, rückt aber immer weiter zurück", resümierte Houzvicka 2006 seine Untersuchungen, „und wenn sie schon thematisiert wird, dann in einer konfliktarmen Form".

Der KCP kann nicht gemeint sein, denn der prolongiert alte Grenzseligkeit, als noch Helden „im Kampf gegen den Klassenfeind" umkamen und an der Grenze „das Vaterland beschützt" wurde.

Nun sucht der KPC Partner, wobei er sich als wahrer „Allesfresser" entpuppt – was immer sich im tschechischen Spektrum rechts oder links außen tummelt, wird umworben. Dabei waren sogar zwei Erfolge zu verzeichnen. Zum einen hat man beste Kontakte zur „Kommunistischen Partei Böhmen und Mährens" (KSCM), der stalinistischsten in ganz Osteuropa, und zum „Verband der kommunistischen Jugend" (KSM), einer Gruppe extremistischer Maulhelden. In dieser Kumpanei fühlt der KCP sich wohl, zudem stehen ihm die Blätter der Linksextremen offen.

Der zweite Erfolg ist „internationaler" Natur, was konkret heißt, daß man „ehemalige Grenzschützer" aus Polen, der Slowakei und vor allem der Ex-DDR brüderlich umarmt. Stargast bei KCP-Treffen war häufig Generaloberst Klaus-Dieter Baumgarten, Ex-Chef der DDR-Grenztruppen und gnadenloser Einpeitscher des Schießbefehls: „Wenn notwendig, dann treffen mit dem ersten Schuß." Gleich und gleich gesellt sich gern.

Im Schlaf gelernt

Da muß ich erst einmal eine Nacht drüber schlafen!" Was manchen wie ein unnötiges Aufschieben von Entscheidungen oder Taten dünkt, ist in Wahrheit ein sinnvoller Mechanismus. Denn der Körper nutzt den Nachtschlaf nicht nur, um sich zu regenerieren, sondern auch um Erlebtes und Erlerntes dauerhaft zu speichern.

Und mehr noch: Beim Aufbau des Langzeitgedächtnisses wird im Kopf aufgeräumt, nicht selten mit dem Ergebnis einer zündenden Idee am nächsten Morgen. Diese Zusammenhänge konnte der Neurobiologie Jan Born vom Institut für Neuroendokrinologie der Universität Lübeck jüngst in Versuchen im Schlaflabor nachweisen.

Gemeinsam mit Forschern an der Pariser Universität klärte das von der Volkswagen-Stiftung finanzierte Team in den vergangenen drei Jahren die zentralen Mechanismen der nächtlichen Datenarchivierung auf.

Tagsüber fungiert das Gehirn als Sammelstelle von Daten; nachts, wenn der beständige Zufluß an Eindrücken und Informationen versickert, kann es sich auf

Nachts speichert das Gehirn Informationen

das Sortieren und dauerhafte Archivieren umstellen. Wie unser Hochleistungsrechner im Kopf diesen Datentransfer bewältigt, fand Born heraus, indem er bei freiwilligen Versuchsteilnehmern neurophysiologische und kognitive Untersuchungen zur Gedächtnisbildung durchführte. So konnte er unter anderem beweisen, daß an der Gedächtnisbildung sogenannte Deltawellen beteiligt sind: langsam oszillierende elektrische Signale, die das Gehirn im Tiefschlaf aussendet. Wurden diese bei den Probanden über Elektroden verstärkt, schnitten die Testpersonen am nächsten Tag deutlich besser im Gedächtnistest ab als die unbeeinflußten Schläfer. Ein spektakuläres Ergebnis, das Jan Born und sein Team im November vergangenen Jahres in „Nature" veröffentlichten.

„Da muß ich erst einmal eine Nacht drüber schlafen!" Es kann sich also wirklich lohnen, den Dingen einen nächtlichen Aufschub zu gönnen. Wer bei der Vorbereitung für eine Prüfung auch an seinen Schlaf denkt, hat gute Chancen, sich an den gelernten Stoff auch im entscheidenden Moment zu erinnern. *VW*

Was für Professoren brauchen wir?

Kurzfristig wird in Deutschland mit mehr Studenten gerechnet – Neuanstellungen lohnen nicht

Von George Turner

Wieder einmal wird an der Personalstruktur der Hochschulen herumgebastelt. Um die sich abzeichnenden anwachsenden Zahlen der Studierenden zu bewältigen, soll der Lehrkörper vergrößert werden. Aus dem Wissenschaftsrat kommt der Vorschlag, Professuren mit dem Schwerpunkt Lehre, und damit einer höheren Lehrverpflichtung, sowie Juniorprofessoren mit einem größeren Deputat einzuführen. Zurzeit beträgt es an Universitäten in fast allen Bundesländern acht Stunden in der Woche.

Bisher sind alle Vorschläge zur Änderung der Personalstruktur, um die vermehrten Lehraufgaben zu bewältigen, spätestens mittelfristig gescheitert. Das gilt für die Positionen von Studienräten im Hochschuldienst, Akademischen Räten oder Assistenzprofessuren. So wird es auch dem jetzt auf den Bildungsmarkt geworfenen Stellentyp ergehen. Entsprechende Stellen werden nur von denjenigen angenommen werden, die keine Chance haben, eine Position nach dem klassischen Muster zu erhalten, mithin also zweite Wahl sind.

Was aber schwerer wiegt, ist eine länger wirkende Verzerrung der Altersstruktur. Auch das hatten wir schon. Der rasante Ausbau der Universitäten hat vor 30 bis 40 Jahren dazu geführt, daß viele neue Stellen geschaffen und auf Dauer besetzt wurden. Dies hatte zur Folge, daß die Berufungschancen für nachfolgende Generationen extrem schlecht waren.

Der Fehler konnte nur mit großer Mühe durch die Einrichtung von Parallelprofessuren auf Zeit abgemildert werden. Dies geschah durch das Fiebiger-Programm, benannt nach dem Initiator, dem früheren Präsidenten der Universität Erlangen-Nürnberg. Folgt man den jüngsten Vorschlägen, wird es wieder eine neue Welle von Stellen und deren Besetzung innerhalb kurzer Zeit geben mit der Wirkung der Verstopfung des Zugangs für nachfolgende Wissenschaftler.

Bei dem Ansturm auf die Hochschulen handelt es sich nur um ein temporäres Problem, verursacht durch geburtenstarke Jahrgänge und zwei Abiturientenjahrgänge zur gleichen Zeit infolge der Schulzeitverkürzung. Deshalb sollten neue Stellen nur auf Zeit eingerichtet werden. Dann aber sind sie doppelt unattraktiv. Einmal wegen der Befristung und zum anderen, weil es mit Sicherheit als erstrebenswerter angesehen werden wird, eine Stelle zu erreichen, bei der die Lehre nicht dominiert. Bei allen begründeten Versuchen, die Lehre als wichtige Aufgabe herauszustellen, darf die Realität nicht aus dem Blick verloren werden. In Betracht ziehen sollte man deshalb die freiwillige Verlängerung der Dienstzeit zur Pensionierung anstehender Professoren. Parallel zu der Neubesetzung der aus Altersgründen frei werdenden Stelle könnte bisherigen Stelleninhabern bei Bedarf und Zustimmung der Beteiligten ein neuer Vertrag auf Zeit angeboten werden. Eine solche Maßnahme kann das Problem nur teilweise lösen. Die Aufstockung von Stellen an Fachhochschulen würde dort Kapazitäten schaffen, wo es ohnehin einen Ausbau geben sollte. Bei diesen Hochschulen haben die Lehrpersonen ein Deputat von bis zu 18 Stunden zu leisten. Eine zusätzliche Ausstattung mit Stellen würde zu Buche schlagen. Jedenfalls bedarf es keiner neuen Stellenkategorie. Im übrigen wird bei allen Versuchen, das Lehrangebot zu verbessern, vergessen, daß das Selbststudium die Mutter allen Erfolges ist.



An der Universität: Es gibt eine Lehrverpflichtung von acht Wochenstunden. Foto: ddp

Es sollte nicht übersehen werden: Das Studium an den Hochschulen wird grundlegend reformiert. Der Abschluß eines Bachelors soll in drei Jahren erreicht werden. Um den Stoff zu bewältigen, wird die jährliche Vorlesungszeit auf 40 bis 45 Wochen und die Zahl der Vorlesungs- und Übungsstunden pro Woche bis zu 40 erhöht werden. Zugleich ist mit einem Anwachsen der Gesamtstudierendenzahl von derzeitig rund zwei auf 2,7 Millionen zu rechnen. Unabhängig davon, ob es gelingt, den Personalbestand zu vermehren, ist es erfreulich, daß sich das Augenmerk von Politikern und Ranking-Experten auf Hochschulen auch zunehmend auf die Qualität der Lehre richtet. Gewiß ist es schwer festzustellen, was eine „gute Lehre" ausmacht – Anerkennungen in Form von Preisen, wie sie vor einiger Zeit von der Rektorenkonferenz und dem Stifterverband verliehen wurden, sind ermutigende Zeichen.

Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß noch so viele Bemühungen, mehr Lehrpersonen einzustellen und Anreize, Lehrveranstaltungen so effektiv wie möglich zu gestalten, für die Studierenden höchstens „die halbe Miete" sind.

Entscheidend bleibt die eigene Anstrengung, die persönliche Arbeit, das Lernen nicht nur durch den passiven Konsum des Dargebotenen. Ein rhetorisches Feuerwerk von Professoren und aufheiternde Gags können zwar studentische Zuhörer begeistern, verführen aber unter Umständen auch zu der Illusion, man habe die Zusammenhänge verstanden und verarbeitet. Manch weniger glänzender Vortrag, mühevoll durch Lektüre und Erarbeitung von schriftlichem Material nachvollzogen, hat länger anhaltende Wirkung. Das soll nun kein Plädoyer für komplizierte Vorlesungen und gegen spritzige Darlegungen sein. Aber es soll deutlich machen, daß ein noch so reichhaltiges und qualitativ hervorragendes Angebot niemals das Selbststudium ersetzen kann. Das gilt auch für den Umfang des Stoffs.

Was für eine Pennälermentalität, wenn Studierende auf Fragen erwidern, daß der betreffende Gegenstand in der Vorlesung nicht „dran" gewesen sei. Wenn die Studierenden nicht lernen, mit dem verfügbaren Material umzugehen, wenn sie sich die betreffende Materie nicht selbst erarbeiten, wenn sie sich nur passiv berieseln lassen und nicht aktiv nacharbeiten, was vorgeführt wird, fruchten alle Bemühungen der Lehrenden nicht, es mögen noch so viele neue Stellen eingerichtet werden.

Künstler und erfolgreicher Unternehmer

Aschaffenburg zeigt an mehreren Orten gleichzeitig Werke von Lucas Cranach d. Ä.

Von SILKE OSMAN

Picasso sagte einmal in einem Interview, daß er Lucas Cranach d. Ä. für den größten deutschen Künstler halte. Nur ein Jahr jünger als Albrecht Dürer war Cranach, der andere große Künstler der Renaissance, der Maler, Graphiker und Unternehmer, geboren 1472 im fränkischen Kronach und ausgebildet in Wien. – Eine kleine Brauerei in seiner Vaterstadt hat es sich nicht nehmen lassen, ein Bier nach dem großen Meister zu benennen. Viele Ausstellungen widmeten sich in der Vergangenheit diesem großen Künstler, Museen von Rang rühmen sich, seine Werke zu besitzen.

Es war eine spannungsreiche Zeit, in der Cranach lebte. Kaiser und Kirche stritten um die Macht, Martin Luther legte sich mit der Kirche an. Cranachs größter Auftraggeber war der katholische Kardinal, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Kurfürst und Reichserzkanzler Albrecht von Brandenburg, der mächtigste Kirchenfürst des Abendlandes. Eine prachtvolle Ausstellung in Halle würdigte vor wenigen Monaten den widersprüchlichen Mäzen (siehe Folge 43 / 06). Er ließ Cranach die neue Stiftskirche in Halle ausgestalten, der dort den größten Gemäldezyklus der deutschen Kunstgeschichte fertigte. 1541 mußte Albrecht vor der Reformation aus Halle fliehen. Dabei nahm er viele der Kunstwerke aus der Stiftskirche zu Halle mit ins „Exil“ nach Aschaffenburg, wo sie sich heute noch befinden. Von den Altären allerdings sind nur noch Fragmente erhalten. Eine Ausnahme bildet der Magdalenen-Altar, der über 200 Jahre an verschiedenen Stellen verstreut war und nun erstmals wieder zusammengeführt werden konnte. Nach umfangreicher Restaurierung erstrahlt er als einer der größten Altäre des Stifts zu Halle in neuem Glanz.

Eine Ausstellung in Aschaffenburg zeigt an mehreren Orten gleichzeitig das Werk des Renaissancekünstlers: „Cranach im Exil – Aschaffenburg um 1540: Zuflucht – Schatzkammer – Residenz“. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen die noch erhaltenen Altäre und Altartafeln in der Kunsthalle Jesuitenkirche mit dem Magdalenen-Altar als Prunkstück. Der Besucher kann durch die Inszenierung der Kunstwerke aus der Cranach-Werkstatt einen Eindruck von der Prachtentfaltung der Stiftskirche zu Halle in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten.

„Gleichzeitig wird in den Räumen der Staatsgalerie im Schloß Johannisburg der historische Hintergrund beleuchtet“, so die Veranstalter. „Dort werden der ‚katholische‘ und der ‚protestantische‘ Cranach einander gegenüber gestellt. Ergänzt wird dieses Thema durch frühe Bibelübersetzungen, die Lutherbriefe an Albrecht und polemische Schriften der Reformatoren und ihrer Gegner, welche die gewaltige Wirkung des damals neuen Mediums der Druckkunst beleuchten: der erste Medienkrieg der Geschichte. Zugleich wird Cranach als erfolgreicher Unternehmer präsentiert.“



Lucas Cranach d. Ä. : Mitteltafel des Magdalenenaltars (Detail Christus in der Vorhölle); im Besitz der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen Foto: Artothek

Cranach besaß zum Beispiel eine Apotheke, wurde 1537 Bürgermeister der Stadt Wittenberg, betrieb eine Malerwerkstatt mit Lehrlingen und Gesellen. Einer dieser Schüler, Heinrich Königswieser, wurde später Hofmaler Herzog Albrechts in Königsberg. Auch betrieb Cranach eine Buchdruckerei und einen Verlag. So bestellte Herzog Albrecht 1526 „neue gute, leswürdige Bücher“ für seine Bibliothek und 200 Postillen zur Verteilung an die Pfarrer der noch jungen Landeskirche – eine Wagenladung von immerhin zwölf Zentnern Gewicht. Auch orderte Albrecht Bilder aus der Cranach-Werkstatt für Königsberg, darunter das Motiv „Herkules kämpft mit Antaeus“, das Cranach mehrfach ausführte. 1512 und 1528 hatte Cranach Albrecht porträtiert, einmal als Hochmeister, dann als weltlichen Herrscher. Im Aschaffenburger Stift St. Peter und Alexander (Stiftsmuseum und Stiftsbasilika) stehen die Person des anderen Albrecht, des Kirchenfürsten, und seine Beziehung zu Aschaffenburg im Mittelpunkt. In der Stiftskirche befindet sich das prachtvolle Grabmal, das Albrecht für sich in Halle hat fertigen lassen und das er mit nach Aschaffenburg brachte. „An keinem anderen Ort haben sich so viele Zeugnisse zum Leben Albrechts erhalten wie in Aschaffenburg“, betonen die Veranstalter der Ausstellung. „Dazu zählen unter anderem das Hallesche Heiltum und der umfassend restaurierte Margarethenschrein. Erstmals wird als Ergebnis jüngster Forschungen im Stiftsmuseum eine Rekonstruktion des Heilig-Grabs mit dem einzig noch erhaltenen Bauteil und Matthias Grünewalds ‚Beweinung Christi‘ zu sehen sein.“ Mit dieser Ausstellung hebt Aschaffenburg seinen gewaltigen Kunstschatz, der bisher eher im Verborgenen glänzte.

Die Ausstellung „Cranach im Exil – Aschaffenburg um 1540: Zuflucht – Schatzkammer – Residenz“ an den Ausstellungsorten Schloß Johannisburg, Kunsthalle Jesuitenkirche sowie Stift St. Peter und Alexander ist dienstags bis sonntags von 9 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 8 / 5 Euro, bis 3. Juni.

Hexen und sündige Weibsbilder

Das Frankfurter Städel Museum widmet Hans Baldung Grien eine Sonderausstellung

Von HELGA STEINBERG

Er war wohl der begabteste Schüler des großen Albrecht Dürer und wurde zum bedeutendsten Maler im Deutschland des 16. Jahrhunderts: Hans Baldung (1484/85–1545), der vermutlich wegen seines grünen Mantels oder der Vorliebe für grüne Farben den Beinamen Grien erhielt. Der Renaissancekünstler schuf zahlreiche Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche, aber auch Holzschnitte und Glasmalereien für kirchliche und private Auftraggeber. Neben den traditionellen religiöse Motiven findet sich in seinem Werk immer wieder sein Lieblingssujet: der nackte Frauenkörper. In immer neuen Interpretationen bildete er die Frau ab: als Eva vor dem Sündenfall, als junge Schönheit, die vom Tod bedroht wird, als käufliche Dirne. Der Betrachter seiner Werke gewinnt durchaus den Eindruck, daß Baldung fasziniert war vom weiblichen Körper, ja geradezu besessen, ihn immer wieder neu darzustellen.

Die weiblichen Akte dienten ihm aber vor allem auch dazu, sich eines Themas als Künstler anzunehmen, das die damalige Welt in Atem hielt: Hexen. Hexen und ihre mysteriösen Rituale schilderte er in Zeichnungen und Drucken; ein einziges Mal hat er sie auch mit Pinsel und Farbe auf die Leinwand gebannt.

Sein Gemälde „Die zwei Hexen“ steht im Mittelpunkt einer Ausstellung, die derzeit im Frankfurter Städel zu sehen ist. „Es bietet nicht nur einen Ausflug in die Welt der schwarzen Magie“, so die Ausstellungsmacher. „Der zeitgenössische Betrachter wurde vielmehr durch das Bild zu Reflexionen über die unterschiedlichsten Themen angeregt: über die erotische Ausstrahlung der Frau, über käufliche Liebe und ihre möglichen Folgen wie die Syphilis, über die Gesetzmäßigkeiten körperlicher Schönheit und den Versuch, ihnen im Maleratelier auf die Schliche zu kommen. Ironisch kommentiert Baldung in seinem Bild nicht nur zeitgenössische Ansichten zum Hexenwesen; er spielt auch auf die kunsttheoretischen Lehren des Meisters Dürer an.“

In der Frankfurter Ausstellung sind sämtliche Hexendarstellungen Hans Baldung Griens zu sehen: delikate Hell-Dunkel-Zeichnungen auf getönten Papieren ebenso wie Holzschnitte, die zu den allerersten Experimenten mit dem Farbdruck gehören. Neun Stationen der Ausstellung mit über 40 Exponaten von Baldung und weiteren Künstlern führen den Besucher ein in zeitgenössische Anschauungen und in Baldungs Gesamtwerk. Damit wird dem Betrachter ein Erfahrungshorizont eröffnet, den auch ein zeitgenössischer Kunstfreund des Bildes um die Mitte des 16. Jahrhunderts gehabt haben könnte.



Hans Baldung Grien: Käufliche Liebe Foto: Walker Art Gallery Liverpool

Hans Baldung wurde 1484 oder 1485 in Schwäbisch Gmünd geboren und trat 1503 als ausgebildeter Geselle in die Werkstatt Albrecht Dürers in Nürnberg ein. 1506 / 07 schuf er für den Magdeburger Erzbischof Ernst von Sachsen in Halle einen Dreikönigsaltar und einen Sebastiansaltar.

Im Frühjahr 1509 übersiedelte er nach Straßburg, wo er das Bürgerrecht erwarb und die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns heiratete. In dieser Zeit schuf er vor allem Holzschnitte und experimentierte mit Tonplatten. Von 1512 bis etwa 1516 hielt sich Baldung in Freiburg im Breisgau auf und schuf den Hochaltar des dortigen Münsters, der als die Krönung seines frühen Schaffens angesehen wird. Er kehrte nach Straßburg zurück und betrieb mit seiner Frau ab 1520 Geld- und Immobiliengeschäfte. Sein Einfluß und sein Ansehen wuchsen, so daß er ab 1533 seine Zunft als Schöffe vertrat; kurz vor seinem Tod wurde er noch Ratsherr.

Seine Werkstatt betrieb Baldung Grien trotz seiner vielfältigen Geschäfte weiterhin und war als Maler sehr gefragt. Verstärkt arbeitete er nun für vermögende private Kunstliebhaber. Es entstanden Zyklen großer Aktgemälde und Serien zur antiken Geschichte und Mythologie. Auch Madonnendarstellungen und Andachtsbilder sowie eine beachtliche Anzahl an Porträts entstanden.

„Dabei paßte er seinen Stil schrittweise und je nach dem Charakter des Auftrags dem Zeitgeschmack an und bereitete damit dem Manierismus in Deutschland den Boden“, erläutern die Veranstalter der Ausstellung. „In seinen besten Werken brachte Baldung immer auch Kunst über Kunst hervor und war darin seiner Zeit erstaunlich weit voraus. Nach Dürers Tod wurde Baldung dessen Locke überbracht; als den wahren und eigentlichen Nachfolger des großen Nürnbergers schätzten ihn bereits die Zeitgenossen ein.“

Die Ausstellung „Hexenlust und Sündenfall“ im Städel Museum, Graphische Sammlung, Schaumainkai 63, 60596 Frankfurt, ist Dienstag, Freitag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr, Mittwoch und Donnerstag von 10 bis 21 Uhr zu sehen, Katalog 29,90 Euro, Museumsausgabe 24,90 Euro, Eintritt: 10 / 8 Euro, bis 13. Mai.

Im Takt der Zeit

CD-Edition der Berliner Philharmoniker

Von INGOLF HUSSMANN

Das Herz eines jeden Musikfreundes wird höher schlagen beim Klang, der auf zwölf CDs eingefangen wurde und ganze 13 Stunden Musik vom Feinsten bietet: Beethoven, Wagner, Bach, Mozart, Haydn, Schostakowitsch, Bruckner, Mahler, gespielt von den Berliner Philharmonikern unter dem Dirigat von Furtwängler über Karajan bis Rattle. Die CD-Edition **„Berliner Philharmoniker – Im Takt der Zeit“** (zwölf CDs, mit einem ausführlichen Begleitbuch, Laufzeit 13 Stunden, 129 Euro, auch einzeln erhältlich, Stückpreis 12,90 Euro) zeigt die Entwicklung eines Klangkörpers, der weltweit Ruhm errungen hat und nun auf 125 erfolgreiche Jahre zurückblicken kann.

> Jedes Mitglied des Orchesters ist ein Künstler

Die zwölf CDs spannen einen weiten Bogen von den ersten Aufnahmen des Orchesters mit Alfred Hertz und Arthur Nikisch über Wilhelm Furtwängler, Sergiu Celibidache, Herbert von Karajan bis zur Gegenwart mit Sir Simon Rattle. Zu hören sind größtenteils bisher unveröffentlichte Aufnahmen, sowohl Rundfunkmitschnitte von Konzerten der Berliner Philharmoniker als auch Einspielungen, die nicht mehr erhältlich sind oder bislang nur in nicht zufriedenstellenden Bearbeitungen vorlagen. Selbst den Laien überkommt ein leiser Schauer, wenn er die erste CD hört und sich bewußt macht, daß eben diese Aufnahme der Orchestersuite aus „Parsifal“ nahezu 100 Jahre alt ist. In den ausführlichen Texten des Begleitbuches werden die Aufnahmen in ihren historischen Kontext gestellt, und so spiegelt die CD-Edition auch die unterschiedlichsten Kapitel deutscher Geschichte. Als im Frühjahr vor 125 Jahren 54 Musiker dem knauserigen Kapellmeister Benjamin Bilse die Freundschaft, oder besser die Mitarbeit, kündigten und sich selbständig machten, war der Grundstein für die späteren Berliner Philharmoniker gelegt. Sie nannten sich zunächst „Frühere Bilsesche Kapelle“ und kämpften hart ums Überleben. Erst der Konzertagent Hermann Wolff schuf 1887 ein stabiles Fundament und änderte den Namen in „Berliner Philharmonisches Orchester“. Eine umgebaute Rollschuhbahn war die erste „Philharmonie“. Mit Hans von Bülow kam ein Dirigent an Bord des musikalischen Unternehmens, der das Fundament für die Spielkultur des Orchesters legte. Ihm folgte 1895 Arthur Nikisch, der 27 Jahre lang als Chef der Philharmoniker wirkte und von dessen Stil man auf der ersten CD der Edition einen Eindruck erhaschen kann. „Es kann ohne Zögern behauptet werden, daß in einem erstrangigen Orchesterkörper ein jedes Mitglied die Bezeichnung ‚Künstler‘ verdient“, hat Nikisch einmal gesagt, und mit diesem Credo trägt er bei den Berliner Musikern wesentlich zu dem „solistischen“ Selbstverständnis bei, das bis heute eine der unverwechselbaren Qualitäten der Philharmoniker darstellt. Unter Wilhelm Furtwängler schließlich begründen die Philharmoniker ihren Ruf als eines der besten Orchester der Welt. Ihr jetziger Chefdirigent Sir Simon Rattle betont, daß „Musik kein Luxus ist, sondern ein Grundbedürfnis. Musik soll ein vitaler und essentieller Bestandteil im Leben aller Menschen sein.“ Die Berliner Philharmoniker haben mit dieser CD-Edition mit dazu beigetragen, daß dieses Grundbedürfnis gestillt wird.

Mehr als persönliches Utensil

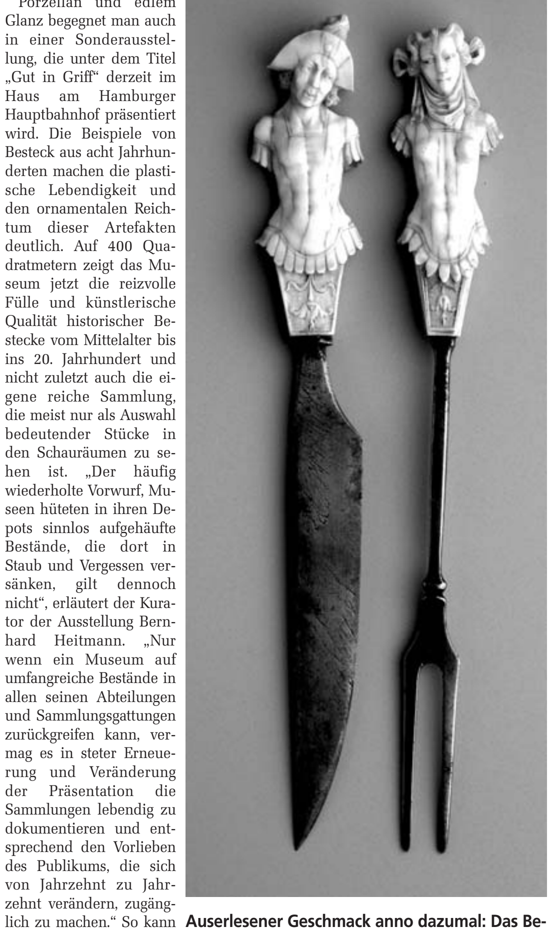
Eine Ausstellung mit Besteck führt auf eine Reise durch die Kulturgeschichte des Speisens

Von SILKE OSMAN

An diesem Tag waren sie nicht gekommen, um unbeschwert Kunst und Kunsthandwerk zu genießen. An diesem Tag schritten sie durch die Eingangstüren des Museums, um die eigenen Schätze schätzen zu lassen. Und so mancher trug aus diesem Anlaß einen großen Karton, den er vorsichtig auf dem Arm balancierte, um durch die Drehtür zu gelangen. Rohe Eier waren kaum darin, eher vermutete Kostbarkeiten aus Familienbesitz. Und diese sollten von Fachleuten bewertet werden. Dazu war Sebastian Kuhn von Sotheby's London eigens in das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe gekommen. Die Hamburger hatten den Februar zum „Porzellanmonat" gekürt, in dem neben der Sonderausstellung mit Bildern von Armin Mueller-Stahl zum Drehbuch des Films „Utz" (siehe Folge 6) und einem Besuch der neu gestalteten Porzellanabteilung des Museums auch die Bewertung und Datierung von Porzellan aus Privatbesitz angeboten wurde. Dieses Angebot wurde so intensiv angenommen, daß die Interessenten lange Wartezeiten in Kauf nahmen, um zu erfahren, ob der Teller, den man von Großmutter geerbt hatte, wirklich „echt Meißen" war oder ob die Tasse mit dem ausgefallenen Muster tatsächlich aus dem 18. Jahrhundert stammte. Man sah an diesem Tag so manches strahlende Gesicht, aber auch das eine oder andere enttäuschte. Es ist eben nicht alles Gold was glänzt ...

Der ornamentale Reichtum der Exponate fasziniert

Porzellan und edlem Glanz begegnet man auch in einer Sonderausstellung, die unter dem Titel „Gut in Griff" derzeit im Haus am Hamburger Hauptbahnhof präsentiert wird. Die Beispiele von Besteck aus acht Jahrhunderten machen die plastische Lebendigkeit und den ornamentalen Reichtum dieser Artefakten deutlich. Auf 400 Quadratmetern zeigt das Museum jetzt die reizvolle Fülle und künstlerische Qualität historischer Bestecke vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert und nicht zuletzt auch die eigene reiche Sammlung, die meist nur als Auswahl bedeutender Stücke in den Schauräumen zu sehen ist. „Der häufig wiederholte Vorwurf, Museen hüteten in ihren Depots sinnlos aufgehäufte Bestände, die dort in Staub und Vergessen versänken, gilt dennoch nicht", erläutert der Kurator der Ausstellung Bernhard Heitmann. „Nur wenn ein Museum auf umfangreiche Bestände in allen seinen Abteilungen und Sammlungsgattungen zurückgreifen kann, vermag es in steter Erneuerung und Veränderung der Präsentation die Sammlungen lebendig zu dokumentieren und entsprechend den Vorlieben des Publikums, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändern, zugänglich zu machen." So kann man sich nun in dieser Ausstellung auf eine kleine Reise durch die Kulturgeschichte des Speisens begeben.



Auserlesener Geschmack anno dazumal: Das Besteck mit Griffen in Form einer männlichen und einer weiblichen Herme aus Elfenbein stammt aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und ist eines der Glanzstücke in der Hamburger Ausstellung. Foto: Karin Kiemer

Schließlich gibt es das Besteck wie wir es kennen – Messer, Gabel, Löffel – noch nicht allzu lange. Einst wurde Gebratenes mit dem Messer vorbereitet und nach dem Garen zerteilt. Schnell wird das Messer auch zum Tafelgerät, wenn es auch nicht so elegant aussieht wie heutzutage. Zumindest der Griff ist kunstvoll verziert und oft aus kostbarem oder ungewöhnlichem Material wie etwa Walroßzahn.

Suppen schlürfte man aus einem Napf oder einer Schale. Mit der Erfindung von Brei oder Mus entdeckte man, daß heiße Speisen nicht gerade angenehm in der Hand lagen. Ein Löffel mußte her. Er wurde aus Wurzelholz geschnitzt, später aus Zinn gegossen. Der Stil war meist kurz, aber bereits kunstvoll verziert. Erst im 16. Jahrhundert kam man auf die Idee, den Stil länger zu fertigen, vermutlich weil die breiten kreisrunden Kragen, aber auch die voluminösen Manschetten im Weg waren und nicht verunreinigt werden sollten.

Den Löffel wie überhaupt auch Messer und später die Gabel brachte man früher mit zum Essen. „Das Benutzen von Bestecken, die jedem Gast bei Tisch persönlich gehörten, hatte nicht nur den Sinn, daß dieser Besitz nach eigenem Geschmack und eigenen wirtschaftlichen Möglichkeiten aus kostbarem Material und mit künstlerischem Aufwand gestaltet war, sondern mehr noch als zum Beispiel auch neben hygienischen Vorstellungen spielte es lange Zeit eine Rolle, daß man sich bei Mahlzeiten vor Vergiftungen fürchtete und in abergläubischen Zwangsvorstellungen soweit ging, gewissen Stoffen giftanzeigende und giftneutralisierende Wirkung zuzuschreiben, etwa dem Serpentinstein – für Gefäße und Becher verwendet – oder den Natternzungen, versteinerten Haifischzähnen, die an Tafelaufsätzen hängend, bei Tisch ihre segensreiche Wirkung entfalten sollten", erläutert Heitmann. „Bei solchen Vorsichtsmaßnahmen war eine nicht überprüfbare Zuteilung von Tischgerät an die Gäste selbstverständlich nicht willkommen."

Erst im 17. Jahrhundert kam schließlich die Gabel dazu, zunächst nur mit zwei langen Zinken. Das alles mußte natürlich transportiert werden, es entstanden kunstvoll verzierte Etuis aus Leder, Haifisch- und Rochenhaut, passend zu Messer, Gabel, Löffel aus Silber mit Griffen aus Elfenbein, Achat oder Bernstein.

Jeder Gast brachte sein eigenes Besteck mit

All diese kostbaren Gegenstände des täglichen Gebrauchs aus alter Zeit machen nicht zuletzt auch deutlich, wie tief eine Gesellschaft wieder zu sinken droht, in der „Finger Food" (also das Essen mit der Hand) als der letzte Schrei hochgelobt wird.

Die Ausstellung „Gut im Griff – Historische Bestecke" im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, Steintorplatz, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr geöffnet, Eintritt 8 / 5 Euro, Katalog im Museum 24,90 Euro, bis 22. April.

Gerichte mit Tradition



Wer sagt denn, daß unsere gute deutsche Küche langweilig sei? Wohl einer, der lange nicht in die Kochtöpfe geschaut hat und der nicht einsieht, daß es nicht immer Pizza und Döner sein muß. Wie wär's denn mal mit Altberliner Speckeierkuchen oder mit Entenragout, mit Spandauer Rosenkohltopf oder Porree aus dem Backofen? Natürlich dürfen Buletten mit Kartoffelsalat, Eisbein oder Falscher Hase nicht fehlen. Die Rezepte kannte doch nur noch die Großmutter, und die ist nicht mehr? Im Komet Verlag sind jetzt in Lizenzausgaben zwei Kochbücher neu herausgekommen, die das Herz eines jeden höher schlagen lassen, der gern einmal wieder essen möchte wie bei Muttern: **Berliner Küche – regionale Küche mit Tradition** (144 Seiten, geb., 5 Euro) und **Det kleene Zille-Kochbuch – Gerichte mit Geschichte aus Berlin und Brandenburg** (126 Seiten, geb., 7,95 Euro). *SiS*



Kunst – nur begrenzt haltbar

Der Japaner Shintaro Okamoto fertigt aus Eis zauberhafte Skulpturen an, die mit der Zeit ihre Form verändern

Von ANJA BOROMANDI

Nüchtern betrachtet, ist Eis nicht mehr als gefrorenes Wasser, gerade mal gut genug, um damit einen Cocktail zu kühlen. Nicht für Shintaro Okamoto. Der Japaner hat aus seiner Leidenschaft zum kühlen Naß einen Beruf gemacht. In einem Studio in Queens, New York, zaubert er mit seinem kreativen Team aus gewöhnlichen Eisblöcken wahre Kunstwerke, allerdings mit begrenztem Haltbarkeitsdatum.

Shintaro Okamotos Beziehung zu Eis klingt schon fast philosophisch, und seine Augen beginnen zu glänzen, sobald er darüber spricht. „Die Eisskulpturkunst ist ein ständiges Geben und Nehmen. Beim Prozeß des Erschaffens wird die Figur lebendig und beim Schmelzen stirbt sie langsam wieder." Ein bildstarker und anschaulicher Vergleich, aus dem der Laie schlußfolgern könnte, diese Arbeit gehe ruhig und beschaulich vor sich. Doch weit gefehlt.

Es ist laut, naß und ungemütlich in Okamotos Studio am Rande von Queens. Motorsägen kreischen, und auf dem Boden haben sich bereits große Wasserpfützen gebildet. Drei Künstler aus seinem Team sind gerade dabei, aus Eisblöcken die Konturen von schwangeren Frauen zu schneiden. Nach der Grobarbeit mit der Säge, die rund 70 bis 80 Prozent der Arbeit ausmacht, folgen die Feinheiten mit Meißel, Bohrer oder Bügeleisen. Alle Werkzeuge sind erlaubt, Hauptsache, die Gestalt nimmt Form an und bekommt keine Risse, dann war all die Mühe umsonst. Im Kühlhaus nebenan stehen bereits schon ein Dutzend Schwangere aus Eis – inklusive sichtbarem Plastikbaby im Bauch. Wenn der Auftrag erledigt ist, werden insgesamt 26 „werdende Mütter" ausgeliefert werden. Wofür die durchsichtigen Damen bestimmt sind, will oder darf Shintaro Okamoto nicht sagen. „Nur soviel", verrät er, „sie sind für ein geheimes Filmprojekt."

Vor rund vier Jahren hatte der gebürtige Japaner zusammen mit seinem Vater Takeo die Idee, Eisskulpturen für Events und Hochzeiten zu schaffen. Nicht rein zufällig, denn die künstlerische Ader hat er geerbt. „Ich bin in Anchorage, Alaska, aufgewachsen und habe schon als Kind meinem Vater dabei zugesehen, wie er Eisskulpturen herstellt. Denn er beschäftigt sich seit 25 Jahren mit dem Thema und hat früher auch oft an Wettbewerben teilgenommen, 1996 gewann er zum Beispiel bei den Olympischen Spielen in Nagano die Silbermedaille. Ich bin damit sozusagen familiär vorbelastet."



Knochenarbeit: Eine Eisskulptur entsteht. Foto: Boromandi

Die New Yorker haben auch das Talent des 32jährigen Sohnes schon längst erkannt. Egal, ob Modenschauen, Filmpremieren oder Hochzeiten, immer öfter bestellen die Veranstalter seine einzigartigen Objekte aus Eis. Und daß Eisskulptur nicht gleich Eisskulptur ist, darauf legt Shintaro Okamoto besonderen Wert. „Zuerst einmal ist die Qualität der Eisblöcke wichtig. Sie dürfen keine Luftblasen haben, die Herstellung von klarem Eis erfolgt in speziellen Maschinen, dauert rund drei bis vier Tage. Was uns aber im wesentlichen von unserer Konkurrenz unterscheidet: Wir fertigen die Figuren weder anhand von vorgefertigten Formen oder mit Hilfe von Computern an, bei uns ist alles Handarbeit."

Und die hat eben ihren Preis. Eine kleine Skulptur kostet ab 600 Dollar, bei lebensgroßen Figuren muß man schon 3000 bis 4000 Dollar hinblättern. Schließlich handelt es sich um ein einzigartiges Kunstwerk, ein Unikat mit allerdings nur begrenzter Haltbarkeit. „Im Schnitt halten die Eisskulpturen sechs bis acht Stunden, dann verschwinden die Konturen und Details, da wir das Kunstwerk nicht extra kühlen." Doch die kurze Lebensdauer seiner Eiskunst macht Okamoto nicht traurig, im Gegenteil. „Unsere Figuren sind etwas Einmaliges, so wie das Event oder die Hochzeit, auf der man sie bewundern kann. Der erste Eindruck zählt. Die Figur ist für den Moment da, der so unvergeßlich wie der Tag selbst sein soll. Wenn sie schmilzt, dann wird sie nicht häßlich, sondern sie verändert sich einfach und ist in jeder Phase schön. Am Ende sieht sie vielleicht wie eine Giacometti-Figur aus und das macht sie genauso interessant."

Die Ideen für die Eiskunstwerke präsentiert Shintaro Okamoto nicht am Computer, sondern auf handgezeichneten Skizzen. Die Wünsche der Kunden sind oft ausgefallen, doch nichts scheint unmöglich, solange die Sicherheitsbestimmungen eingehalten werden und der zahlende Kunde das nötige Kleingeld hat. „Wir hatten vor einiger Zeit ein Hochzeitspaar, die absolute Kinofreaks sind. Die wollten 50 Filmplakate aus Eis haben, das Hauptmotiv war aus dem Klassiker ‚Vom Winde verweht' und zeigte statt der Gesichter von Clark Gable und Vivien Leigh die Gesichter von Braut und Bräutigam. Und auf einem anderen Event haben wir den Raum mit Kronleuchtern aus Eis geschmückt und überall Kerzen aufgestellt. Das war ebenfalls ein unvergeßliches Ereignis."

Einige New Yorker können sich an Okamotos Eiskunst gar nicht satt sehen. Zum Beispiel das japanische Restaurant Megu in Downtown Manhattan, das sich seit zwei Jahren jeden Abend aufs neue eine 200 Kilogramm schwere Buddha-Statue aus Eis ins Haus liefern läßt. Bei den Gästen kommt das gut an. „Viele laufen drum herum und fragen oft nach, ob die Figur wirklich aus Eis ist, manche wollen das einfach nicht glauben", erklärt eine Angestellte. „Wir sind immer wieder begeistert, was Shintaro aus Eis zaubern kann."

Für einen guten Eindruck

»Knigge, die nächste Generation« führt Jugendliche in die Etikette ein

Von Rebecca Bellano

Gespannte Neugier leuchtet in ihren Augen, ihr Rücken ist gerade gestreckt, ihr weißer Pullover mit der dezenten Kette strahlt Eleganz aus. Aufmerksam beobachtet die 17jährige Scharouna die anderen jungen Leute, die sich am Empfang des Hotels „Vier Jahreszeiten“ in Hamburg versammeln. Mit ihnen wird sie die nächsten viereinhalb Stunden zusammen verbringen und den Kurs „Knigge, die nächste Generation“ besuchen. Ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Haaron sieht das Ganze um sich herum offenbar gelassener. Mit leicht hängenden Schultern sitzt er da wie ein typischer Jugendlicher, der weiß, daß er sich eh nicht gegen das auf ihn Zukommende wehren kann.

Doch dann werden die zehn Kursteilnehmer aufgerufen und in einen Raum gebeten und dort blickt auch Haaron interessiert um sich – und sein Blick trifft auf vier weitere Jungen und fünf Mädchen im Alter von 11 bis 18 Jahren. Während die Kursleiterin Meike Slaby-Sandte sich bei ihren Zuhörern vorstellt und diese sich vorstellen läßt, achtet Veranstalterin Ilse Neumann darauf, daß die Jugendlichen mit Getränken versorgt werden. Unauffällig wuseln zwei Auszubildende um die jungen Leute herum und erfüllen deren Wünsche.

Inzwischen blicken alle zehn Jugendlichen aufmerksam in die Runde. Zufälligerweise besuchen alle von ihnen Gymnasien, doch wer meint, daß es sich hier nur um Kinder reicher Hamburger handelt, der irrt.

Meike Slaby-Sandte sieht vor allem bei der Mittelschicht ein wachsendes Interesse, ihrem Nachwuchs eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Und so ist auch diese Gruppe durchmischt. Während ein Geschwisterpaar mit seinen Eltern derzeit im Fünf-Sterne-Hotel logiert, wurde ein Mädchen von ihrer Mutter mit einem alten VW-Kombi vorbeigebracht. Da der Kurs mit 150 Euro pro Person nicht gerade günstig ist, ist der Preis für manche abschreckend, doch schon als die Schüler erzählen, wer sie zu dem Kurs veranlaßt hat, wird schnell deutlich, daß die Eltern in den seltesten Fällen die Finanziers sind: Oma war's!

Und tatsächlich, vor allem die Großelterngeneration habe ein Interesse daran, ihre Enkel an Etikette heranzuführen, dies stellt die Sales-Managerin des „Vier Jahreszeiten“, Ilse Neumann, schon seit längerem fest. Überhaupt bemerke sie, daß Benimmregeln, die lange Zeit als altmodisch betrachtet worden seien, wieder im Kommen seien. Ein Blick auf die Publikationen der letzten Jahre bestätigen ihren Eindruck. So wurde das Buch „Manieren“ von Asfa-Wossen Asserate zum Bestseller, das Magazin „Focus“ ruft eine Renaissance der Etikette aus und die Kaufhäuser verzeichnen ein steigendes Interesse an eleganter Abendgarderobe. Man zieht sich also wieder fein an und sitzt aufrecht am Tisch; was vor kurzem noch als bieder und altmodisch galt, entwickelt sich zum Trend.

Und so erarbeitet Meike Slaby-Sandte mit den Jugendlichen, worauf beim ersten Eindruck geachtet wird, wie man aufzutreten hat und wie man sich und andere vorstellt. „Alter steht vor Geschlecht“, so die junge Mutter, die seit Jahren für das Hotel „Vier Jahreszeiten“ diese Kurse durchführt. Auch sei es wichtig, wenn man zwei sich Unbekannte einander vorstelle, diese auch mit einem Nebensatz kurz zu beschreiben, damit die beiden sich Fremden einen Anhaltspunkt erhalten, worüber sie sich unterhalten können. In Rollenspielen spielen die Jugendlichen einige Szenen durch und lachen über ihre eigenen kleinen Fehler.



„Was ist ein Windsor?“: Mit leichter Hand und guter Stimmung wird Krawattenbinden geübt.



„Nie in die Erdnußschälchen reingreifen!“: Ein kleines Löffelchen am Schalenrand hilft.



„Von außen nach innen“: Welches Besteck zuerst?



„Mit Liebe“: Tischdekoration ist wichtig. Foto (4): Bel

Erfreut betrachtet Ilse Neumann ihre Schützlinge und erinnert sich an so einen Jugendlichen, der in Freizeitklamotten im Hotel vorbeikam, um sich mit einem auf kariertem Papier handgeschriebenen Brief um einen Ausbildungsplatz zu bewerben. Gerade in Zeiten knapper Ausbildungsplätze sei ein derartiges Verhalten nicht hinnehmbar, doch viele Kinder würden in ihrem Zuhause gar nicht mehr lernen, wie man sich benehme, da schon ihre Eltern keine Ahnung davon hätten.

Nachdem einige standardmäßige Umgangsformen in Gruppen ausgearbeitet wurden, geht es weiter an die Bar. Natürlich sind vor allem die Jungen Feuer und Flamme, als es darum geht, daß sie nach der vielen Theorie einen Cocktail mixen dürfen – natürlich alkoholfrei. Gemeinsam wird sich zugeprostet und Meike Slaby-Sandte erklärt, warum neben den Gemüsedips und Erdnüssen kleine Löffelchen liegen. „Nie mit den Finger reingreifen, das ist unhygienisch“, so die Dozentin.

Währenddessen sind die fünf Mädchen schon in Gespräche untereinander vertieft. Die 13jährige Natalia erzählt, daß sie sich nicht getraut hat, jemandem zu erzählen, daß sie den Knigge-Kurs besucht, da einige Klassenkameraden bestimmt blöd geschaut hätten. Auch die neben ihr sitzende Anabelle hat das Thema nicht an die große Glocke gehängt.

Von der Bar geht es weiter in den Speisesaal. Hier lernen die Jugendlichen einen Tisch zu decken. Ein Auszubildender des Hotels zeigt ihnen, wie man Servietten falten kann, danach erklärt Meike Slaby-Sandte, wofür die verschiedenen Bestecke gedacht sind, und dann geht es los. Die Suppe wird gereicht und das Brot leicht mit Butter bestrichen.

„Die Gläser am Stiel anfassen, nicht am Kelch“, werden gleich mehrere Jugendliche aufgeklärt. Die Mädchen stellen zwischendurch mehrere Fragen, zum Beispiel wie man Lippenstiftflecken am Glasrand vermeiden könne. „Mit der Zunge den Glasrand leicht befeuchten“, so die Kursleiterin, allerdings sieht das wenig elegant aus und so geht das Ganze im Gekicher unter.

Da die Jugendlichen von heute nicht nur selbstbewußt, sondern auch verwöhnt sind, hatten einige schon vor dem Essen bekundet, keinen Fisch zu mögen, doch nun haben sich fast alle bereit erklärt, diesen zumindest zu probieren. Den guten Willen zeigen ist auch eine Form des Anstands.

Beim Essen verläßt auch den Letzten die Anspannung, und die Jungen beginnen, sich in ihren Jackets wohl zu fühlen. Zwischendurch gibt Meike Slaby-Sandte immer wieder ein paar Tips und Hinweise, die fast überwiegend auf Interesse stoßen.

Am Ende des Nachmittags eint die zehn Jugendlichen ein gemeinsames Erlebnis. Allerdings teilen sich Jungs und Mädchen in zwei Lager: Während die Jungs die Zeit in der Bar und das Essen am besten fanden, sind die Mädchen von dem Kurs im ganzen positiv überrascht, den sie sich nicht so locker-lustig vorgestellt hatten.

Mit einem „Diplom“, das den Besuch des Knigge-Kurses bestätigt, verlassen sie gegen 19 Uhr das Hotel. Vermutlich wird dieses „Diplom“ der einen oder anderen Bewerbung als Anlage beigelegt werden, denn der erste Eindruck zählt.

Die nächsten Knigge-Kurse finden am 23. Juni sowie am 2. und 3. November statt. Informationen: „Raffles Hotel Vier Jahreszeiten“, Neuer Jungfernstieg 9-14, 20354 Hamburg, Telefon (0 40) 34 94 31 83.

Senioren für Senioren

Tips und Tricks hin zur eigenen Veröffentlichung

Etliche Senioren haben Spaß am Schreiben. Für Autoren ist es schön, wenn ihre Artikel oder Geschichten auch von anderen gelesen werden. „Es gibt verschiedene Möglichkeiten, eigene Texte zu veröffentlichen“, sagt Andreas Reidl, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Deutsche Seniorenpresse. Denn es gibt einige Initiativen und Publikationen, die Texte von älteren Hobby-Autoren veröffentlichen.

„Texte von Senioren für Senioren werden gern gelesen“, berichtet Reidl. Denn die Autoren benutzen in der Regel die Sprache und den Sprachstil ihrer Generation. Auch verfügen sie über ein anderes Verständnis von bestimmten Lebenssituationen als jüngere Schreiber. Es sei zum Beispiel ein großer Unterschied, ob eine 70jährige Frau über Inkontinenz schreibt oder ein nicht betroffener Jungredakteur.

„Eine zentrale Anlaufstelle für ältere Schreibinteressierte gibt es nicht“, sagt Reidl. Deshalb muß sich jeder potentielle Autor in seiner Umgebung selbst nach Möglichkeiten zur Veröffentlichung umsehen. Am besten wendet man sich dafür an kommunale Stellen, etwa das Seniorenamt oder eine private Beratungsstelle. „Die kennen meist Vereine oder Organisationen, an deren Publikationen man sich beteiligen kann“, berichtet der Experte.

In vielen Städten gibt es Initiativen, die eigene Magazine herausgeben. Manche Projekte sind mit Schulungen verbunden, bei denen man das Verfassen von Artikeln lernen kann. Häufig lohnt es sich, direkt bei der Volkshochschule oder anderen Bildungsträgern nach solchen Angeboten zu fragen. Auch einige Tageszeitungen haben Seiten eingerichtet, auf denen Senioren für Senioren schreiben.

Informationen finden ältere Autoren auch im Internet. Hier stellen sich viele lokale Initiativen vor oder veröffentlichen sogar Texte.

Das Kuratorium Deutsche Altershilfe hat vor einiger Zeit Redaktionsadressen und Ziele verschiedener Projekte in der Bundesrepublik gesammelt. Die Broschüre „Zeitschriften und Zeitungen für Senioren“ kann unter www.kda.de eingesehen werden. *ddp*

Auch Mineralwasser

Was Gastgeber bedenken sollten

Viele Paare streiten sich, bevor sie Besuch bekommen. Denn bei den Vorbereitungen zeigen sich oft unterschiedliche Auffassungen von Gastfreundschaft.

Während der eine zum Beispiel nur ein wenig aufräumen möchte, besteht der andere auf einem kompletten Hausputz.

„Wichtig ist, daß sich beide Partner in der Gegenwart der Gäste wohlfühlen“, sagt Jan Schaumann, Stiltrainer aus Berlin.

Aus Respekt vor dem anderen, sollte ein Paar daher Kompromisse eingehen.

„Grundsätzlich muß man eher auf die Bedürfnisse desjenigen Rücksicht nehmen, der sich im größeren Maße auf den Besuch vorbereiten will“, sagt Schaumann.

Probleme gibt es aber, wenn die Ansichten der Partner zu stark voneinander abweichen.

Oft können dann gezielte Experimente helfen. „Vor dem nächsten Besuch werden zum Beispiel Fenster und Nebenräume nicht sauber gemacht“, schlägt der Stiltrainer vor. Der Partner mit dem Hang zur Gründlichkeit merkt dann vielleicht, daß dies den Gästen nicht auffällt, er selbst ohne große Putzaktion aber ausgeruhter ist.

Streit entsteht oft auch wegen der Speisen und Getränke für die Besucher. „Wenn ich Gäste einlade, sollte ich sie so gut wie möglich bewirten“, sagt der Knigge-Experte. Deswegen müsse sich aber der Tisch nicht biegen, auch brauche niemand fünf verschiedene Weine bereitzuhalten. Vielmehr komme es darauf an, sich Zeit und Mühe bei der Vorbereitung zu geben.

„Dafür muß man sich Gedanken über die Vorlieben und Bedürfnisse seiner Gäste machen“, empfiehlt Schaumann.

Für einen Gast, der keinen Alkohol trinkt, sollte man zum Beispiel mehr als nur Mineralwasser bereithalten.

Auch mit liebevoll gestalteten Speisen, etwa einer gefüllte Zucchini-Blüte oder selbst gemachtem Sushi, könne man seinen Gästen zeigen, daß sie willkommen sind. *ddp*



Neuer Kolumbus

Autor entdeckt Amerika

Der US-amerikanische Kolumnist und dreifache Pulitzer-Preisträger Thomas L. Friedman zog 2004 aus, um Indien zu entdecken. Doch wie 1492 sein Vorgänger Christoph Kolumbus entdeckte er nicht das, was er erwartete: Während Kolumbus statt Indien Amerika erreichte, fand Friedman in Bangalore die USA. Abgesehen davon, daß überall US-amerikanische Firmenlogos prangten, mußte der Autor erleben, wie hochmotivierte Inder per E-Mail die Steuerunterlagen von US-Amerikanern zugesandt bekommen, deren Steuererklärungen sie dann mit ihrem Hochschulwissen für einen Bruchteil des Geldes ihrer amerikanischen Kollegen erledigen. Während Call-Center-Jobs in den USA ein äußerst schlechtes Prestige genießen und auch zudem ungenügend bezahlt sind, würden sich junge Inder darum reißen, einen dieser Jobs zu bekommen. Angeblich würden inzwischen 350000 Inder in Call-Centern arbeiten, von denen ein Großteil US-amerikanische Kunden bediene. Sie würden etwa 600 Euro verdienen und, um die US-Kunden nicht zu verunsichern, unter falschem, amerikanischem Namen von Indien aus mit den Amerikanern telefonieren. Überhaupt würden immer mehr Dienstleistungsberufe nach Indien und auch China abwandern, so Friedman, der anhand zahlreicher Beispiele eine Entwicklung beschreibt, die offenbart, wie schnell die Globalisierung voranschreitet.

Um den Lesern die Angst zu nehmen, schildert er aber auch, wie sich das Wirtschaftsleben schon immer verändert hat. Wo früher in den USA beispielsweise einst ein wichtiges Zentrum des Walfangs war, von dem fast alle Einwohner lebten, ist jetzt die Marine der wichtigste Arbeitgeber, wo früher Textilindustrie dominierte, sind jetzt Versicherer angesiedelt. Durch moderne Informationstechnologie und ein ausgeklügeltes Transportsystem sei die Konkurrenz jedoch größer geworden, die Welt sei flach, denn nun könnten Menschen in Asien leichter die Jobs von Menschen in den USA erledigen, zumal viele dort inzwischen besser ausgebildet und motivierter seien als in Amerika.

Angesichts der vielen jungen Menschen, die auf das Gelände einer indischen Hochschule streben, wird dem Autor jedoch selbst Angst und bange. Schließlich habe er selbst zwei Töchter und wenn er bedenke, daß diese jetzt in Konkurrenz mit den unbezweifelbar opferbereiteren Asiaten ständen, dann würde seine Sorge keineswegs kleiner. Doch die Asiaten wollten die Westler durchaus nicht beherrschen, so Friedman, sie würden sie nur „die Treppe hinauftreiben“, sprich ihnen mehr Leistungen entlocken. Allerdings müßte der Westen da mitziehen, daß an dem nicht immer so ist, erläutert Friedman ausführlich.

„Die Welt ist flach – Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts“ ist keineswegs ein Wirtschaftsschocker, der den Untergang der westlichen Welt angesichts der asiatischen Bedrohung heraufbeschwört, der Autor führt differenziert verschiedene Vor- und Nachteile an und geht dabei auf die unterschiedlichsten Aspekte ein. Bei allem bedient sich der Bestseller-Autor einer einfachen, bildreichen Sprache, so daß ihm der Leser leicht folgen kann. Seine häufig verblüffenden Erlebnisse, aber auch Erkenntnisse sind die Lektüre durchaus wert.

Faszinierend ist auch seine Analyse der arabischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Reaktionen auf die wachsenden Wirtschaftsräume in Asien, denn während der Westen sich immerhin teilweise der Konkurrenz stelle, würde auf den anderen Kontinenten Schockstarre oder Unverständnis herrschen. Provokant, aber erhellend! *Rebecca Bellano*

***Thomas L. Friedman: „Die Welt ist flach – Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts“**, Suhrkamp, Frankfurt / M. 2006, geb., 710 Seiten, 26,80 Euro, Best.-Nr. 6083*



Zu selbstsicher

Michael Stürmer über die »Welt ohne Weltordnung« bleibt zu oberflächlich

Michael Stürmer ist das Gegenteil eines Gelehrten aus dem Elfenbeinturm. Er ist ein profunder Kenner der Geschichte und wurde von seinen linken Kontrahenten einst als „Nato-Historiker“ diffamiert. Sein „schwerer Fehler“: Wie seine universitären Kollegen Klaus Hildebrand und Andreas Hillgruber wollte er sich nicht dem Deutungsanspruch der Gesellschaftsgeschichte beugen. Stürmer war immer ein Realist und ein liberaler Konservativer. Selbstverständlich muß es seine zünftigen Kollegen verstören, daß er lange Zeit als Chef der „Stiftung Wissenschaft und Politik“ erfolgreich war und dem Kanzler Helmut Kohl als Berater zur Seite stand. Stürmer ist kein Freund der fußnotengespickten Werke; sonst wäre er wohl nicht seit über 20 Jahren als Kolumnist für die „Neue Zürcher Zeitung“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ und „Die Welt“ tätig.

Sein neues Werk kommt nicht so leicht daher, obwohl es – das ist man vom Autor gewohnt – leicht und locker geschrieben ist. Über eine solch elegante Feder verfügen eben ein Kocka, Mommsen oder Wehler nicht.

Stürmer gilt als Anhänger der realistischen Schule in der Außenpolitik, doch in „Welt ohne Weltordnung“ präsentiert er sich eher als Vertreter der Kassandra-Schule. Man dachte eigentlich, daß Weltuntergangsstudien ein Privileg der Linken seien. Wer solche düsteren Bücher schreibt, will meistens vor Fehlentwicklungen warnen und greift dann ein wenig zu stark in die Tasten. Eine Frau, die Lippenstift und Rouge zu dick aufträgt, verliert an Attraktivität. Und ein Autor, der zu stark überzeichnet, schadet seinem ernsten Anliegen ebenfalls.

Natürlich liest man brillant geschriebene Werke konservativer Autoren mit Genuß. Man denke an die beiden Bücher Winfried Martinis aus den 50er Jahren. Fantastisch geschrieben, doch zum Glück haben sich die Prognosen zum Untergang der westlichen Welt nicht eingestellt. Stürmers knapp 200seitiges Werk läßt sich gut als Einführung in die internationale Politik lesen. Im ersten Kapitel berichtet er, wie der Kalte Krieg an sein Ende kam. Im zweiten Kapitel beschreibt er die Mächte ohne Gleichgewicht. „Europa steckt in der Krise“, dekretiert der Autor, der – wir bewundern ihn dafür – völlig frei von (Selbst)-Zweifeln zu sein scheint und genau weiß, was Sache ist. Nur gemeinsam mit den Vereinigten Staaten habe der alte Kontinent eine Chance, der nach Ansicht von Stürmer aber auf dem absteigenden Ast ist. Es gehe erst wieder aufwärts, wenn die Europäer sich wieder klarmachten: „The world is still a dangerous place.“

Rußland ist das „Imperium ohne Imperialmacht“. Es ist ein unruhiges Reich, das seine neue Rolle noch nicht gefunden hat. Aber so viel ist offensichtlich: „Putin hält die Landkarte der Gegenwart nicht für das letzte Wort der Geschichte.“

Während Stürmer bei Europa nur die negativen Punkte gelten läßt, schätzt er die Chancen Chinas überaus positiv ein. Für ihn ist das „Reich der Mitte“ die kommende Großmacht. Sicher, der Einfluß Chinas wird steigen. Aber oft vergessen die so genannten „Experten“, die das Land nur aus Büchern oder vielleicht gelegentlichen Besuchen kennen, daß es immer noch riesige Probleme und Defizite hat. Nur Amerika habe es in der Hand, wieder für Ordnung in der Welt zu sorgen. Doch ob es die USA wirklich mit den neuen Herausforderungen wie China, Indien, terroristischen Bedrohungen und Energiesicherung der westlichen Welt dauerhaft erfolgreich aufnehmen können, bleibe ungewiß. Überhaupt enttäuscht das Schlußkapitel mit dem Titel „Wer wird die Erde erben?“ ein wenig. Von Stürmer hätte man eine Art positive Handlungsanweisung erwartet. Wie kann die Politik der westlichen Staaten in Zukunft aussehen, damit sie bei der neuen Weltordnung nicht unter die Räder kommen? Sätze wie „Freiheit bedarf der Sicherheit, sonst wird sie sich selbst zerstören. Sicherheit bedarf der Freiheit, sonst wird sie zum Selbstzweck“ hören sich zwar gut an. Aber wirklich schlauer machen sie uns nicht. Michael Stürmer läßt uns etwas ratlos zurück. *Ansgar Lange*

***Michael Stürmer: „Welt ohne Weltordnung – Wer wird die Welt erben?“**, Murmann Verlag, Hamburg 2006, 256 Seiten, 22.50 Euro, Best.-Nr. 6081*



In Workuta gelandet

Ostpreuße erinnert sich an die Besatzungszeit und Strafgefangenenlager

Der Zweite Weltkrieg, die Flucht vor den Siegermächten und die Zeit in russischer Kriegsgefangenschaft sind die Themen, über die Heinz Oppermann in seinem Erlebnisbericht „Schicksalsjahre“ erzählt.

„Aus dem Memelland waren die meisten Bewohner vor der anrückenden Roten Armee nach Deutschland geflüchtet. Die leerstehenden Bauernhöfe wurden weitgehend von sogenannten litauischen Neusiedlern besetzt. Die in unserer Heimat während der Sommermonate erst spät hereinbrechende Dunkelheit begünstigte mein Suchen nach einem sicheren Unterschlupf. Doch die Soldaten gaben ihre Jagd nach mir nicht sogleich auf. Noch einige Stunden lang hörte ich sie lärmen und schießen – manchmal in meiner unmittelbaren Nähe. Diese gefahrvollen Stunden versetzen mich wieder in die rauhe Wirklichkeit. Vorbei waren die Träume von Geborgenheit in der Heimat und Sicherheit auf deutschem Boden, der nun von Fremden beherrscht und verwaltet wurde.“

Wie durch ein Wunder gelangte Heinz Oppermann an eine von der russischen Miliz ausgestellte Aufenthaltsgenehmigung eines deutschen Kriegsversehrten und kam dank Fleiß und Mühe an eine gutbezahlte Stelle als Kassenleiter und wurde letztendlich sogar auf einen noch höheren Posten befördert.

„Genosse Kuhrau, Sie arbeiten nun schon ein Jahr im hiesigen Forstbetrieb, und wir sind mit ihrer Arbeit als Kassenleiter sehr zufrieden. Deshalb fällt es uns nicht schwer, Ihnen eine höhere Position anzubieten. Ich bedankte mich höflich für seine lobenden Worte und war gespannt, was er mir nunmehr eröffnen würde. ‚Der Förster von Ramutten, mein Freund‘, fuhr der Oberförster fort, hat die Absicht nach Polen auszuwandern ... Somit möchte ich Ihnen die frei gewordene Försterstelle ab sofort anbieten.“

Als ein russischer Offizier des Geheimdienstes Heinz Oppermanns wahre Identität herausfindet, enden die unbeschwerten Tage als Förster schlagartig. Zunächst wird er als Untersuchungshäftling ins Gefängnis von Heydekrug gesperrt, ehe die Gefangenen im Februar 1948 abtransportiert und in einem Gefängnis in Vilnius (Wilna) „zwischengelagert“ werden.

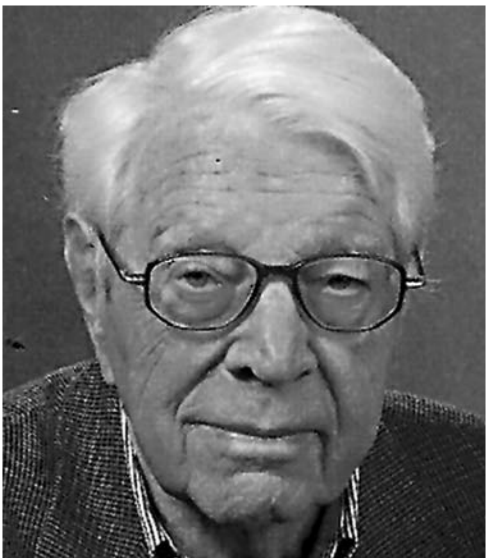
„Als unser Transport endete und unsere trostlosen Kolonnen den Zug verließen, bot sich uns ein für die Jahreszeit ungewohnter Anblick, der uns erschauern ließ. Eine Winterlandschaft breitete sich vor uns aus mit Schnee und Eis und erheblichen Minusgraden. Wir waren in dem gefürchteten Gebiet von Workuta angekommen.“

Karges Essen und harte körperliche Arbeit brachten die Gefangenen an die Grenzen ihrer körperlichen Leistungs- und Leidensfähigkeit.

Der verzweifelte Streik der Gefangenen um Freilassung in die Heimat aufgrund des längst beendeten Krieges endete in einem sogenannten Streiklager, ehe im November 1955 endlich die langersehnte Entlassung erfolgte.

Interessant und voll persönlicher Erlebnisse schildert Heinz Oppermann die entbehrungsreiche harte Zeit, die er in Gefangenschaft durchleben mußte. *A. Ney*

***Heinz Oppermann: „Schicksalsjahre – Erlebnisbericht aus einer gnadenlosen Zeit“**, Köhler, Oldenburg 2006, 188 Seiten, 15,50 Euro, Best.-Nr. 6082*



Der Vater von „Derrick“: Herbert Reinecker Foto: Archiv

In die Abgründe der Seele

Der Drehbuchautor Herbert Reinecker ist tot

Erst nach seiner Beerdigung teilte die Ehefrau des berühmten Drehbuchautoren Herbert Reinecker den Tod ihres Mannes mit. Er sei ruhig entschlafen, sagte diese über das Ableben ihres 92jährigen Gatten.

Dem Erfinder von Fernsehkommissaren wie „Derrick“ und „Der Kommissar“ war es schon seit geraumer Zeit nicht mehr möglich, sich seiner Passion zu widmen. Aufgrund eines Augenleidens konnte er zum Schluß kaum noch sehen, so daß er seine geliebte Schreibmaschine gegen ein Diktiergerät tauschen mußte.

Die Filmbranche reagierte eher negativ auf Reineckers Wunsch, im kleinen Kreise beigesetzt zu werden.

„Ich habe ihn besonders geschätzt und ein so herzliches Verhältnis zu ihm gehabt, und nun kann ich ihm nicht einmal die letzte Ehre erweisen“, bedauerte der Schauspieler Elmar Wepper, der als Ermittler in „Derrick“ viele Jahre des Schaffens von Herbert Reinecker miterlebt hat.

„Da hat einer also tatsächlich Fernsehen geschrieben, ein Millionenpublikum aufs Allerbeste unterhalten und – bleibendes Verdienst – diesem Publikum im Spiel vermittelt, was eine demokratische Gesellschaft ausmacht und auszeichnet“, deutet ZDF-Fernsehspielchef Janke die Leistung des Verstorbenen. So war der Autor besonders bekannt dafür, daß er in den ausgefeilten Dialogen seiner Figuren eine Tiefe erreichte, die auch die Abgründe der menschlichen Seele offenlegte.

Doch Herbert Reinecker hat keineswegs nur 285 „Derrick“- und 100 „Der Kommissar“-Folgen verfaßt.

Neben seiner Tätigkeit als Autor von Kriminaldrehbüchern schrieb er auch für die Serie „Jakob und Adele“ mit Carl Heinz Schroth und Brigitte Horney, sowie Folgen für das noch heute bei Fernsehzuschauern beliebte „Traumschiff“.

Ausgezeichnet wurde Herbert Reinecker unter anderem mit dem Bambi und der Goldenen Kamera. Für das Drehbuch zu „Canaris“ erhielt er 1999 den Deutschen Filmpreis.

Zudem hat der 1914 in Hagen Geborene auch Bücher veröffentlicht. Seine beiden letzten Werke sind „Sagt mir, wohin ich gehe“ und „Der Jesus von Stallupönen“. Der „Jesus von Stallupönen“ wurde von den Fluchtbeschreibungen von Herbert Reineckers ostpreußischen Tante inspiriert. Schon als Kind hat der Autor viel Zeit bei dieser Tante auf ihrem Bauernhof verbracht, und so erhielt Reinecker, obwohl Westdeutscher, Eindrücke vom alten Ostdeutschland, die ihn in seinem Schaffen beeinflußten.

Buch der Woche

Johann-Günther König
Die Lobbyisten
Wer regiert uns wirklich?

Die heimlichen Herrscher
• Filz, Politik und Big Business
• Insiderwissen über die Grauzonen unserer Politik

Lobbyisten sind die professionellen Interessenvertreter der wirtschaftlichen Macht gegenüber den gewählten Regierungen. Ihr Einfluss und ihr Druck auf die Politiker wächst unaufhaltsam – national und international. Mehr als 6000 agieren in Berlin, 15 000 in Brüssel, 27 000 in Washington. Viele Gesetze sind – bis hin zum Wortlaut! – das unmittelbare Werk von Lobbyisten. Kein Wähler hat sie je gewählt – sind sie dennoch unsere heimlichen Herrscher? Johann-Günther König, bekannt durch seine Analysen des Börsengeschehens und der Finanzkriminalität, legt nach intensiven Recherchen ein spannendes Buch über die Lobbyisten und ihre wachsende Rolle im Zeitalter globaler Wirtschaftsverflechtungen vor. Es häufen sich die Gerüchte über die »Leihbeamten«, Lobbyisten in den Ministerien. Treffen sie wirklich die Entscheidungen?
Johann-Günther König enthüllt die Fakten und Hintergründe.
Geb., 250 Seiten
Best.-Nr.: 6079, € 19,90

Der »größte Erfinder aller Zeiten«

Vor 90 Jahren starb der Vater des starren Luftschiffes, Ferdinand Graf von Zeppelin, in Berlin

Von MANUEL RUOFF

Der „größte Deutsche des 20. Jahrhunderts“ und „größte Erfinder aller Zeiten“, wie ihn sein Zeitgenosse Kaiser Wilhelm II. genannt hat, besaß beste Voraussetzungen, gesellschaftliche Karriere zu machen. Seine Familie war sowohl reich als auch adelig und verfügte zudem über gute Kontakte zum Herrscherhaus.

Ferdinand Adolf Heinrich August Graf von Zeppelin kam am 8. Juli 1838 im württembergischen Konstanz zur Welt. Schon früh interessierte er sich für Technik. Insofern entsprach es seinen Neigungen, daß er nach einer Privatausbildung seine Schülerlaufbahn an einer Polytechnischen Schule in der Landeshauptstadt Stuttgart beendete. Danach konnte er seinen technischen Interessen vorerst nicht weiter nachgehen. Der Vater bestand darauf, daß sein Sohn wie er die Offizierslaufbahn einschlug. So besuchte er die Kriegsschule in Ludwigsburg. Nach der zweijährigen Ausbildung ließ er sich jedoch beurlauben, um an der Universität Tübingen ein naturwissenschaftlich-technisches Studium aufzunehmen.

Diese Beurlaubung endete jedoch, als es 1859 zum Krieg Sardiniens und Frankreichs gegen Österreich kam. Das österreichfreundliche Württemberg begann zu mobilisieren und Zeppelin wurde eingezogen. Er wählte ein Ingenieurkorps bei Ulm, denn dort konnte er noch am ehesten innerhalb der Armee seine Interessen weiterverfolgen. Nachdem der Krieg zwischen den Vereinigten und den Konföderierten Staaten von Amerika ausgebrochen war, nahm er 1863 an diesem als neutraler Beobachter teil, um moderne Formen der Kriegsführung kennenzulernen. Dabei lernte er auch den Ballon als Mittel der Feindaufklärung kennen und unternahm seine erste Ballonfahrt. Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 erlebte er erneut die militärischen Möglichkeiten, die der Ballon bot. So beobachtete er französische Aufklärungsflüge und Verbindungsflüge zwischen dem von den Deutschen eingeschlossenen Paris und dem noch französisch beherrschten Hinterland.

Nach dem Krieg ging Zeppelins Karriere weiter. Außer als Soldat war er dabei auch als Diplomat in der neuen Reichshauptstadt Berlin tätig. 1885 wurde er Militärbevollmächtigter und 1887 offizieller Gesandter seiner Heimat Württemberg. Zeppelin war ein Anhänger der Deutschlandpolitik Bismarcks, und als der Reichskanzler in Ungnade fiel, folgte ihm der Württemberger in kurzem Abstand. Nachdem er hatte feststellen müssen, daß sowohl Berlin als auch Stuttgart ihm die kalte Schulter zeigten, verfaßte er eine preußenkritische Denkschrift, die sein politisches Ende bedeutete. Noch im selben Jahr wie Bismarck wurde Zeppelin in den Ruhestand verabschiedet.

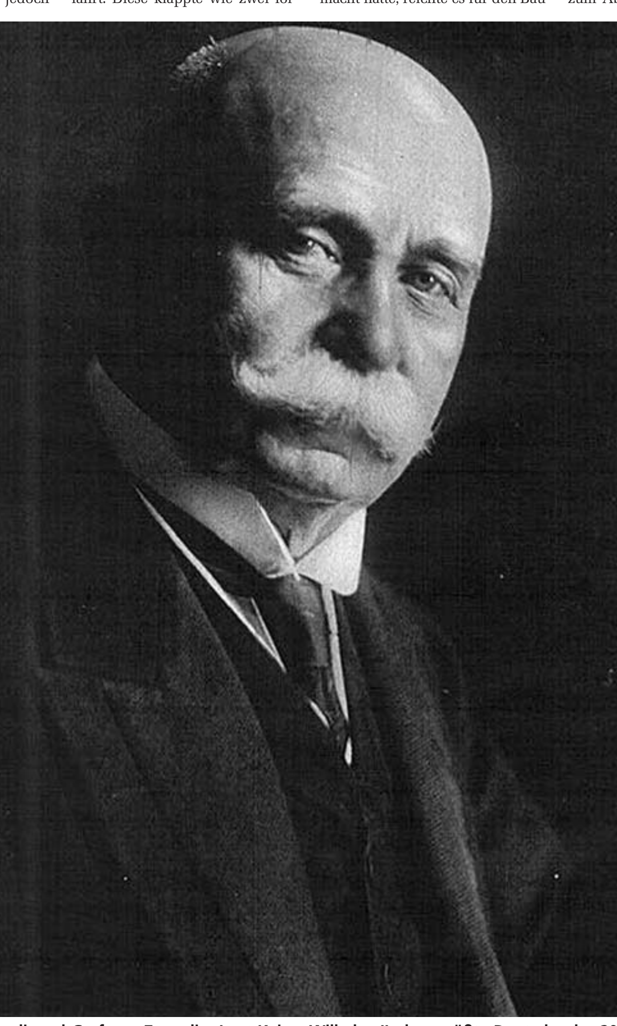
Obwohl Zeppelin da erst 52 Jahre alt war, war das für ihn jedoch kein Malheur. Zum einen besaß er von zu Hause aus genug Geld. Zum anderen konnte er sich endlich wieder mit ganzer Kraft seinem Interessengebiet Technik zuwenden. Schon 1874 hatte er in seinem Tagebuch Ideen für ein Luftschiff entwickelt. Nun konnte er sich mit ganzer Kraft der Realisierung dieses Luftschiffes widmen. Zeppelin war zwar wohlhabend, aber nicht reich genug, um alleine aus eigenen Mitteln den Bau eines derartigen Schiffes der Lüfte zu finanzieren. So machte er sich auf die Suche nach potenten Unterstützern.

Ein Durchbruch gelang ihm beim Verein Deutscher Ingenieure (VDI), dessen Mitglied er 1896 wurde. In seiner Antrittsrede vor dem Württembergischen Bezirksverein vom 6. Februar jenes Jahres referierte er vor seinem König sowie weiteren 400 geladenen staatlichen und militärischen Würdenträgern über „Entwürfe für lenkbare Luftfahrzeuge“. Zeppelin konnte seinen neuen Verein überzeugen, so daß dieser noch im selben Jahr öffentlichkeitswirksam die Mitglieder und die deutschen Industriellen dazu aufrief, ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen.

Der Aufruf des einflußreichen VDI war so erfolgreich, daß Zeppelin 1898 eine „Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt“ gründete. Um dem zu bauenden Luftschiff eine harte Landung auf dem Boden zu ersparen und um dessen Start- und Landehalle in den Wind drehen zu können, wollte er es vom Bodensee aus starten und hier auch landen lassen. Hieraus ergab sich der Standort der Luftwerft. Nahe dem Bodensee in Friedrichshafens Stadtteil Manzell erhielt Zeppelin vom württembergischen König ein Stück Bauland geschenkt.

Am 2. Juli 1900 war es soweit: Nicht das erste Luftschiff, aber das erste starre, das L(uftschiff) Z(eppelin) 1, erlebte seine Jungfernfahrt. Diese klappte wie zwei folgende, doch dann war das Kapital der Aktiengesellschaft aufgebraucht. Die Gesellschaft wurde liquidiert, das LZ 1, da sich kein Käufer fand, abgewrackt.

Die dritte Fahrt hatte jedoch einem wichtigen Augenzeugen imponiert, Zeppelins Landesherrn. Nachdem König Wilhelm II. bereits das Grundstück für die Luftwerft zur Verfügung gestellt hatte, genehmigte er Zeppelin nun die Veranstaltung einer Lotterie. Andere Unterstützer folgten, und nachdem Zeppelin weitere Teile des Familienvermögens flüssig gemacht hatte, reichte es für den Bau des LZ 2. 1905 begann der Bau dieses Luftschiffes, das sich vom Vorgänger vor allem darin unterschied, daß diesmal Träger mit dreieckigem Profil sowie leistungsstärkere und leichtere Motoren zur Anwendung kamen. LZ 2 wurde ein Opfer des Windes. Dieser trieb das Luftschiff bei dessen Erstfahrt am 17. Januar 1906 ab, zwang selbiges zur Notlandung bei Kißlegg im Allgäu und wurde in der darauffolgenden Nacht derart kräftig, daß er das am Boden ungeschützte Luftfahrzeug so stark beschädigte, daß Zeppelin sich zum Abwracken vor Ort gezwungen sah.



Ferdinand Graf von Zeppelin: Laut Kaiser Wilhelm II. der „größte Deutsche des 20. Jahrhunderts“ Foto: Archiv

Nun resignierte der Luftschiffbauer und bot dem preußischen Kriegsministerium seine Luftwerft zum Kauf an. Das Kaufangebot erreichte das preußische Militär in einem Augenblick, als es durch aktuelle französische Erfolge im Luftschiffbau Handlungsbedarf sah. Statt das Kaufangebot anzunehmen, versetzte das Ministerium Zeppelin in die Lage weiterzumachen. Nach den Württembergern erlaubten ihm nun die Preußen die Durchführung einer Lotterie. LZ 3 konnte gebaut werden. Noch im selben Jahr, am 9. Oktober 1906, fand die erste Probefahrt statt. Im Gegensatz zum LZ 2 war die erste nicht die letzte Fahrt, und anders als beim LZ 1 mußte das Fahrzeug nach der dritten Fahrt auch nicht aus Geldmangel abgewrackt werden. Vielmehr gelang Zeppelin mit dem LZ 3 der Durchbruch, vor allem bei den preußischen Militärs. Der Kommandeur des preußischen Luftschifferbataillons sah den Erfolg „in erster Linie“ in „einer ganz wesentlichen Verbesserung“ begründet, die darin bestehe, „daß das neue Schiff an seinem hinteren Ende je ein paar großer radial gestellter Stabilisierungsflächen besitzt, welche die bisher sehr mangelhafte Stabilität der Längsachse bei voller Fahrt verbessern und sichern“. Den preußischen Generalstabschef konnte Zeppelin mit der sogenannten Schwabenfahrt vom Herbst 1907 überzeugen. Bei dieser legendären Dauerfahrt, die in die Geschichte der bemannten Luftschiffahrt einging, wurden in acht Stunden 350 Kilometer zurückgelegt.

Mit der Unterstützung des preußischen Militärs im Rücken konnte Zeppelin das in vielerlei Beziehung größere und leistungsfähigere LZ 4 bauen, dessen Jungfernfahrt am 20. Juni 1908 stattfand. Keine zwei Monate später, am 4. August, ging es in Flammen auf.

Die Echterdinger Luftschiffkatastrophe unterschied sich jedoch von der knapp drei Jahrzehnte später stattfindenden „Hindenburg“-Katastrophe von Lakehurst durch zwei wesentliche Punkte. Sie kostete keine Menschenleben, und sie bedeutete in keiner Weise das Ende des Zeppelin-Konzepts. Dafür hatten LZ 3 und LZ 4 im Vorfeld zu viele und zu erfolgreiche Werbefahrten durchgeführt. Zeppelin hatte mittlerweile Nationalheldenstatus, und eine Welle der Solidarisierung ging durch das Land. Säcke voller Glückwünsche und Geldspenden waren die Folge. Zeppelin reagierte mit einem offenen Brief, dessen Quintessenz lautete, daß er „diese wundervolle nationale Demonstration als einen Befehl“ seiner Landsleute betrachte, mit seinem „Werk fortzufahren“. Die Vergrößerung und Modernisierung von LZ 3 sowie der Bau neuer Luftschiffe war die Folge.

Das Heer kaufte LZ 3 und LZ 5, doch dann sah das Militär seinen Bedarf fürs erste gedeckt. Die Zeppelin-Produktion lief jedoch weiter. Die geradezu geniale Lösung bestand darin, die unverkauften Luftschiffe selber zu nutzen. Hierzu gründete der pfiffige Schwabe am 16. November 1909 mit staatlicher Unterstützung die „Deutsche Luftschiffahrtsaktiengesellschaft“ (Delag), das erste zivile Luftverkehrsunternehmen der Welt. Der Erste Weltkrieg setzte dem Höhenflug der Delag ein Ende. Die Ausweitung des Liniennetzes über Deutschlands Grenzen hinaus auf Europa mußte unterbleiben und die Luftschiffe LZ 11, LZ 13 und LZ 17 wurden vom Militär konfisziert. Dafür traten nun Heer wie Marine als Großabnehmer von Zeppelinen auf.

Das Ende des Ersten Weltkrieges und damit auch das vorläufige Ende der militärischen wie der zivilen Luftfahrt in Deutschland durch das Versailler Diktat zu erleben, blieb Zeppelin erspart. Er erlag am 8. März 1917 einer Lungenentzündung.

Als die SED noch die Oder-Neiße-Linie ablehnte

Vor 60 Jahren äußerte sich Otto Grotewohl in Frankfurt zur deutschen Grenze in einer Weise, die heute bei Linken als revanchistisch gilt

Von MANFRED MÜLLER

Man reibt sich die Augen vor Verwunderung, wenn man heute liest, was SED-Spitzenfunktionäre vor 60 Jahren zur Oder-Neiße-Linie sagten. Otto Grotewohl, der die Sozialdemokraten der Sowjetzone in die Vereinigung mit der KPD geführt hatte, war der Hauptredner bei einer KPD-Kundgebung am 9. März 1947 in Frankfurt am Main. Er erklärte, die SED billige die Grenzziehung im Osten ebensowenig, wie sie sich mit einer geplanten Neuregelung der Grenzen im Westen – gemeint ist die Saarfrage – abfinden werde. Am 13. März 1947 sekundierte ihm Wilhelm Pieck, der mit ihm gemeinsam die SED führte, bei einer Pressekonferenz in München: „Die SED ist eine deutsche Partei, die die deutschen Interessen vertritt.“ Er dementierte angebliche Äußerungen des SED-Vorstandsmitglieds Anton Ackermann über die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie und betonte, daß die SED nach wie vor jede Grenzänderung ablehne.

Das aber war reine Wahlkampftaktik, wollte die SED doch der KPD in Westdeutschland Wahlhilfe leisten, und da waren solche national klingenden Erklärungen gut im Hinblick auf die Millionen Wähler, die aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. In ihrem eigenen Machtbereich hatte die SED diese Position schon aufgegeben. Der stellvertretende SED-Vorsitzende Max Fechner, ein ehemaliger Sozialdemokrat, hatte zwar im Parteiorgan „Neues Deutschland“ vom 14. September 1946 geschrieben: „Zur deutschen Ostgrenze möchte ich erklären, daß die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands sich jeder Verkleinerung deutschen Gebietes entgegenstellen wird. Die Ostgrenze ist nur provisorisch und kann erst bei der Friedenskonferenz unter Mitwirkung aller großen Siegerstaaten festgelegt werden!“ Doch schon zwei Tage später folgte eine kalte Dusche aus Moskau. Der sowjetische Außenminister Molotow führte aus: „Die Berufung darauf, daß die Berliner Konferenz es für notwendig gehalten habe, die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zur Friedenskonferenz zurückzustellen, ist natürlich richtig. So sieht die formale Seite aus. Dem Wesen der Sache nach aber haben die drei Regierungen ihre Meinung über die künftige Westgrenze ausgesprochen, als sie Schlesien und die erwähnten Gebiete unter die Verwaltung der polnischen Regierung stellten und außerdem den Plan über die Aussiedlung der Deutschen aus diesen Gebieten annahmen. Wem könnte der Gedanke kommen, daß diese Aussiedlung der Deutschen nur als zeitweiliges Experiment vorgenommen wurde? Diejenigen, die den Beschluß über die Aussiedlung der Deutschen aus diesen Gebieten gefaßt haben, damit sich dort sofort Polen aus anderen polnischen Bezirken ansiedeln, können nicht nach einiger Zeit vorschlagen, entgegengesetzte Maßnahmen auszuführen. Schon der Gedanke an derartige Experimente mit Millionen von Menschen ist unfaßbar, ganz zu schweigen von seiner Grausamkeit sowohl gegenüber den Polen wie auch gegenüber den Deutschen selbst.“

Grotewohl hatte für den deutschen Hausgebrauch zwar abgewiegelt: „Unsere Auffassung bleibt die gleiche. Zwar liegt die Entscheidung über die Frage nicht bei uns, aber unser Standpunkt muß von deutschen Interessen bestimmt sein. Russische Außenpolitik macht Molotow.“ Aber schon am nächsten Tag hatte der SED-Parteivorstand klein beigeben müssen. Unter sowjetischem Druck hatte sich der Vorstand gegen ein „demagogisches Hervorkehren der Grenzfrage“ ausgesprochen. Für diejenigen, die sich trotz der sowjetischen Dominanz an einen Strohhalm klammern wollten, hatte er eine schön klingende Versicherung parat: Die SED „wird alles tun, damit auch in den Fragen der künftigen Grenzen Deutschlands die Stimme des deutschen Volkes auf der Friedenskonferenz Gehör findet.“

Als Grotewohl und Pieck 1947 in den Westzonen Erklärungen zur Oder-Neiße-Linie abgaben, wußten sie, daß die Sowjetunion nicht daran dachte, die Vertreibung der Ostdeutschen rückgängig zu machen. Als die DDR 1950 im Görlitzer Abkommen mit Polen die Oder-Neiße-Linie als „Friedensgrenze“ anerkannte, hatten die führenden SED-Genossen längst gelernt, diese Position zu verinnerlichen – ohne Rücksicht darauf, was sie früher einmal in dieser Frage geäußert hatten.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 9 – 3. März 2007

MELDUNGEN

33 Millionen Euro für Abfall

Sonnau – 33 Millionen Euro soll der Bau eines modernen Abfallbeseitigungswerkes in Sonnau bei Lyck kosten. Bauherr ist der Gemeindeverband für Kommunalwirtschaft, dem die Gemeinden der Kreise Lyck, Treuburg und Goldap angehören. Wie der Stadtpräsident von Lyck, Tomasz Andrukiewicz, wissen ließ, hegt er die Hoffnung, daß das Bauvorhaben eine Chance habe, von der Europäischen Union gefördert zu werden. Der Grund für seinen Optimismus ist, daß das Vorhaben auf der Liste der großen Projekte des Investitionsprogramms steht, die vom Minister für Regionalentwicklung aufgestellt wurde. Die Beteiligung der EU an den Vorbereitungskosten ist bereits erreicht. So kommen 85 Prozent der 200000 Euro, welche für die Erarbeitung der Planungsunterlagen für die Lycker Müllhalde veranschlagt sind, aus dem EU-Kohäsionsfonds. Nur für die verbleibenden 20 Prozent müssen die dem Verband angehörenden masurischen Gemeinden aufkommen. Die Ausschreibung ist bereits durch den Fonds für Umweltschutz und Wasserwirtschaft erfolgt.

Neue lettische Visastelle

Königsberg – Was die Bundesrepublik Deutschland den Russen im Königsberger Gebiet in Kürze ermöglichen will, bietet ihnen die Republik Lettland neuerdings: Die lettische Botschaft hat in Königsberg eine Kanzlei eröffnet, in der Einreisevisa erhältlich sind. Die Notwendigkeit, extra nach Moskau zu fahren, entfällt damit. Wie den Deutschen fehlten auch den Letten anfänglich geeignete Räumlichkeiten.

Visavergabe direkt in Königsberg

Ende März / Anfang April soll der mühsame Umweg über Moskau ein Ende haben

Von Jurij Tschernyschow

Damit, daß die Russen aus dem Königsberger Gebiet extra nach Moskau fahren müssen, um ein deutsches Visum zu bekommen, soll in Kürze Schluß sein. Die Raumfrage scheint endlich geklärt, die politisch-diplomatischen Hürden genommen. Nun hänge alles, so der deutsche Generalkonsul in Königsberg Guido Herz, nur noch von den Bauarbeitern ab. Die Umbauarbeiten in dem Gebäude mit der Adresse uliza Leningradskaja, Nr. 4, in dem die Visaabteilung untergebracht werden wird, sind zur Zeit in vollem Gange. Wenn sie abgeschlossen sind, womit Ende März / Anfang April gerechnet wird, wird das Generalkonsulat sofort mit der Bearbeitung von Visaanträgen beginnen.

Für Russen wird ein Schengen-Visum weiterhin 35 Euro kosten, so wie es im vergangenen Jahr zwischen der Russischen Föderation und der EU zur Erleichterung der Visumvergabe vereinbart wurde. Bewohner des Königsberger Gebiets erhalten Visa nach den für Rußland geltenden Regeln.

Wie bei diplomatischen und konsularischen Einrichtungen üblich, haben sich die Verantwortlichen für die Visaabteilung ein schönes Fleckchen ausgeguckt. Die uliza Leningradskaja verläuft in der Nähe des Oberteichs in einem malerischen, historischen Stadtteil der ostpreußischen und Gebietshauptstadt, der schon früher für seine Schönheit bekannt war. Hier stehen noch viele deutsche Villen und Gebäude, einige Straßen sind fast vollständig erhalten und sehen noch so aus wie vor dem Krieg – insofern ein geeignetes Ambiente für eine deutsche Einrichtung.



Uliza Leningradskaja, Nr. 4: Hier sollen bereits in Kürze bundesdeutsche Visa vergeben werden. Foto: Tschernyschow

Die Erteilung von Visa gehört zu den klassischen Aufgaben einer konsularischen Vertretung, doch zu Recht weist der Generalkonsul darauf hin, daß sich die Aufgabe seines Hauses nicht hierauf beschränkt. So findet es Herz auch wichtig, daß das Generalkonsulat sich um das Bild Deutschlands in Königsberg kümmert. Andererseits sei es auch nötig eine realistische Vorstellung über das Königsberger Gebiet in der Bundesrepublik herzustellen, da viele dort eine falsche Meinung von der Region hätten, so Herz. Davon sei auch er nicht frei gewesen, bevor er seinen Dienst als Generalkonsul in Königsberg angetreten habe. Früher habe er gedacht, das Königsberger Gebiet sei eine notleidende, hilfsbedürftige und zurückgebliebene Region. Es habe sich jedoch herausgestellt, daß das Gebiet nicht so arm sei, obwohl es offensichtlich noch lange nicht an den Rest Europas heranreiche. Der Generalkonsul zeigt sich überzeugt, daß die Region zu einem Bindeglied zwischen Europa und Rußland geworden sei, und ein Brückenkopf für die Bildung einer effektiven Zusammenarbeit zwischen Rußland und Deutschland werden könne. Wenn es nach ihm ginge, wäre die Visaerteilung sogar überflüssig, da er für eine Befreiung der Russen vom Visazwang eintritt. Noch zumindest ist dieses allerdings im Auswärtigen Amt eine Minderheitenmeinung.

Erstmals mit einem Hilfstransport nach Masuren

Alfred Prczygoddas Ostpreußenfahrt an der Seite des Kreisvertreters von Lötzen wurde zu einem unvergeßlichen Erlebnis

Alles fing damit an, daß bei Alfred Prczygodda das Telefon klingelte. Am anderen Ende der Leitung war ein Freund aus Neumünster. Dieser wollte wissen, ob Prczygodda für eine Woche als Begleiter mit Lötzens Kreisvertreter Erhard Kawlath nach Masuren mitfahren würde. Prczygodda hatte im Juni bei einem Ausstellungsbesuch Kawlath beiläufig versichert, daß er selbstverständlich helfen würde, wenn es an einem Begleiter mangeln sollte. Für ihn war es deshalb keine Frage: Er sagte spontan zu.

Am Vortag der Abfahrt Richtung Ostpreußen begann die Masuren-Fahrt für Prczygodda damit, daß er bei den Kawlaths übernachtete, damit sie am nächsten Morgen pünktlich abfahren konnten. Wenige Minuten vor 5 Uhr ging es los. Das Wetter spielte mit, und ehe sie sich versahen, waren sie gegen 8.30 Uhr in Pomellen. Nach weiterer einstündiger Fahrt machten sie eine kurze Pause. Nun wurde das Tagesziel „Novotel Allenstein“ angesteuert. Da alles reibungslos verlief, war danach keine weitere Unterbrechung mehr nötig. Gegen 16.30 Uhr waren sie im „Novotel Allenstein“. Das gemeinsame Abendessen hatten sie sich redlich verdient.

Am folgenden Morgen ging es weiter, zunächst nach Rhein. Dort ist aus dem ehemaligen Gefängnis ein sehr schönes Hotel entstanden. Die beiden stießen dort an der Nebenrezeption auf eine sehr nette junge Hotelangestellte, die sich für eine halbe Stunde Zeit nahm, um ihnen umfassend das Hotel zu zeigen.

Bei der Verteilung der mitgebrachten Sach- und Geldspenden kam es zu sehr intensiven Begegnungen mit den überwiegend deutschstämmigen Menschen. So viel Gastfreundschaft, so viel menschliche Wärme, solch eine einfache freundliche Art, miteinander umzugehen, hatte Prczygodda lange, sehr lange nicht mehr erlebt. Nachdem sie in Rhein und Umgebung die ersten Sachen verteilt hatten, ging es direkt ins Hotel Wodnik in Lötzen, wo sie für die vier folgenden Tage Quartier bezogen. Nach einem vorbereiteten Plan verteilten sie hier weitere Hilfsgüter an das Krankenhaus sowie Behinderte und andere Bedürftige. Beide waren sich einig: Das ist richtig Arbeit, aber Arbeit, die Freude macht.

Der große Tag ihrer Reise begann damit, daß sie um 9 Uhr einen Empfang bei der menschlich sehr angenehmen wiedergewählten Oberbürgermeisterin hatten. Mit deren Stellvertreter und der Vorsitzenden der deutschen Volksgruppe wurden dann Themen wie Schüleraustausch, der weitere Stadtausbau und Infrastrukturmaßnahmen durchgesprochen. Der Umgang miteinander war freundlich. Abschließend wurden Aufmerksamkeiten ausgetauscht. Unmittelbar folgend ging es zu einer Feier der Begegnungsstätte. Der Raum war sehr liebevoll geschmückt. Die meisten Festgäste waren schon anwesend. Die beiden Gäste aus der Bundesrepublik Deutschland wurden herzlich begrüßt. Als erstes sang ein Chor. Anschließend sprach der protestantische Pfarrer, natürlich auf polnisch. Die Dolmetscherin machte ihre Sache aber so gut, daß die beiden nicht merkten, daß sie in der Republik Polen waren. Erhard Kawlath gab in seiner Funktion als Kreisvorsitzender der Kreisgemeinschaft einen kurzen Bericht über die Zukunftserwartung im Zusammenhang mit der zu erwartenden Überalterung der Mitglieder.

Nun begannen Essen und Trinken. Hähnchen mit Gemüse folgte Kaffee mit Mohnstollen. Für Prczygodda war es etwas völlig Neues, daß man zwei Mahlzeiten in so dichter Folge zu sich nimmt. Und dann das Nötigen: „Jungchen nun nimm man noch, du hast ja fast gar nichts gegessen.“ (Das Jungchen ist 71 Jahre alt.) Es schloß sich ein gemeinsames Singen an. Gegen 14 Uhr verließen viele Gäste die Feier, um noch ihren Bus zu bekommen. Prczygodda und Kawlath blieben bis 17.30 Uhr.

Im Gegensatz zu dem auf diesem Gebiet erfahreneren Kawlath war für Prczygodda der Besuch ein Erlebnis neuer Art, und entsprechend intensiv erlebte er die Stunden vor dem Aufbruch: „Bis zu dieser Zeit habe ich in der Erinnerung nur gegessen und getrunken. Und nicht nur Kaffee. Wo kamen nur all die Flaschen her. In der ganzen Zeit habe ich von vielen der dortigen Menschen viel über ihre Lebensgeschichten, über das Überleben in Polen gehört, viel Freundlichkeit erfahren. Kurz, ich fühlte mich dazugehörig.“

Bevor die beiden sich verabschiedeten, dankte Prczygodda allen, daß sie ihn als eigentlich für sie Unbekannten so herzlich aufgenommen hatten. Doch auch Kawlath war in seinen abschließenden Worten sehr bewegt.

Am eigentlich letzten Tag lernte Prczygodda die Heimat von Kawlath, genauer: dessen Geburtshaus, kennen. Natürlich auch die Menschen, die jetzt in dem Haus leben. Sie luden die beiden zum Mittagessen ein, nach polnischer Art. Die beiden haben an dem Tag nichts anderes mehr gegessen. Nach der Abfahrt von dort begann die eigentliche Heimreise, die ohne besondere Vorkommnisse verlief. Man übernachtete wieder im „Novotel Allenstein“. Am nächsten Tag ging es Richtung Stettin weiter. Dort fanden sie wegen Dunkelheit und Baustellen das richtige Hotel nicht, und fuhren deshalb weiter bis Prenzlau, wo sie ein letztes Mal in einem sehr angenehmen kleinen Hotel übernachteten, um am nächsten Morgen um 11 Uhr wieder in Einfeld bei den Kawlaths zu landen. Nach seiner Rückkehr nach seinen Gefühlen befragt antwortete Prczygodda: „Abschließend sage ich noch, mir war, als sei ich aus Weihnacht zurückgekehrt, obwohl das Wetter während der Tage frühlingshaft war. Nicht auszudenken, wenn in Masuren noch Schnee gelegen hätte.“ *A. P.*

Alles für den Arterhalt

Mit neckischen Spielchen kämpfte Königsberg am Valentinstag gegen das Aussterben

Von Jurij Tschernyschow

Neuerdings wird auch in der Russischen Föderation der Valentinstag, also der Tag des heiligen Valentin, begangen. Doch so, wie der Tag dieses Jahr in Königsberg öffentlich gefeiert wurde, findet er wohl nirgendwo Beachtung. Den Valentinstag entdeckten mehr noch als die Verliebten die Geschäftsleute. Schon zwei Wochen vorher füllten sich die Läden und Kioske mit Souvenirs, Geschenken, und allem, was man für diesen Tag angeblich so braucht. Dank dieses neuen Feiertages konnten sich die Geschäfte, die früher nach Neujahr für gewöhnlich leer blieben, über stabile Frühjahrumsätze freuen. Nun gibt es neben den bisherigen einen weiteren, vierten Tag in Rußland, an dem man Schönes verschenkt – Neujahr am 6. Januar, Valentinstag am 14. Februar, Tag der Russischen Armee am 23. Februar und Weltfrauentag am 8. März.

In diesem Jahr beschloß der Bürgermeister Königsbergs, der Stadt am Valentinstag ein ungewöhnliches Geschenk zu machen. Es handelt sich um eine sechs Meter lange Bank, auf der ein Dutzend verliebter Pärchen gleichzeitig sitzen kann. Sie wurde an dem Denkmal „Mutter Rußland“ im Zentrum der Stadt aufgestellt. In weiser Voraussicht achtete man darauf, daß die Bank aus unzerstörbarem Material gefertigt ist. Die Rücklehne ist mit herzigem Schmuck aus Metall gekrönt, damit man auf ihr nicht – mit den Füßen auf der Sitzfläche – sitzen kann.

Die Feierlichkeiten wurden um 16 Uhr mit einem Konzert städtischer Musikanten eröffnet, das fließend in das Spiel „Finde Deine bessere Hälfte“ überging. Den teilnehmenden jungen Königsbergern wurden numerierte halbe Herzen ausgeteilt, mit denen sie sich zur Bank begeben mußten. Diejenigen, deren Nummern zusammenpaßten, mußten sich auf die Bank setzen und sich küssen. Diejenigen, zu deren Nummern sich das passende Gegenstück nicht fand, konnten sich statt dessen als Liebesengel hinter einer lustigen Fotowand ablichten lassen. Eigentlich sollten sich auf diese Weise zwölf Paare bilden, die auf der Bank gleichzeitig Platz gefunden hätten. Doch kam die Zahl nicht zusammen, weil das Wetter zu schlecht war.

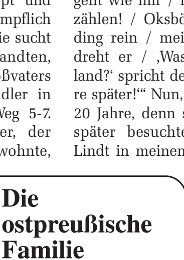
Überhaupt droht die Bank ein Schuß in den Ofen zu werden. Die städtischen Unternehmen, die dieses „Eldorado der Liebenden“ ermöglicht hatten, hatten damit die Hoffnung verbunden, einen Beitrag zur Verbesserung der demographischen Lage in der Russischen Föderation zu leisten. Es kam jedoch anders: Schon am Abend fand sich eine Gruppe junger Leute ein, um auf der Bank sitzend Alkohol zu konsumieren. Der Platz am „Mutter Rußland“-Denkmal ist nämlich ein traditioneller Treffpunkt herumlungernder Jugendlicher geworden. Um so mehr, als die meisten der großen Läden in Königsberg inzwischen rund um die Uhr geöffnet haben. So ist es für die jungen Leute überhaupt kein Problem, sich jederzeit mit Alkohol zu versorgen. Ohnehin führt das Königsberger Gebiet seit Jahren die Statistiken in Sachen Alkoholismus an.

Es scheint so, als ob die Königsberger Jugend sich nicht so sehr für das demographische Problem interessiert. Sie hat andere Interessen. Vielleicht bringen Zugereiste den Umschwung. Schon in diesem Jahr sollen ungefähr 10 000 Menschen ihren ständigen Wohnsitz ins Gebiet verlegen.





Neckisches Spielchen: Wer seinen Partner fand, mußte diesen auf der neuen Bank (rechts) küssen, wer keinen fand, konnte sich statt dessen als Liebesengel ablichten lassen. Fotos (2): Tschernyschow



Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

Weichenstellung – die kann manchmal auch unvermutet erfolgen. **Renate Wiesner** erzählte mir kürzlich am Telefon von einem Erlebnis, das ihr weiteres Leben bestimmt hat. Und den Auslöser dazu gab unser *Ostpreußenblatt* vor nunmehr sieben Jahren. Damals suchte Frau Wiesner eine Begleitung für eine Reise durch Ostpreußen und das Baltikum. Auf die entsprechende Anzeige meldete sich ein Herr, der zwar nicht aus dem Osten stammte, aber immerhin eine Urgroßmutter ostpreußischer Herkunft vorweisen konnte und auch schon das Land bereist hatte, darunter Sensburg, die Heimatstadt ihrer Mutter. Es klappte mit der Reise – so gut, daß dieser Herr heute der Ehemann von Frau Wiesner ist. Ich hoffe, daß das Paar noch viele gemeinsame Reisen in unser Bernsteinland unternimmt. Unter einigen alten Ansichtskarten und anderen Erinnerungen an die Heimat, die mir Frau Wiesner zusandte, befindet sich auch die Abbildung einer Illustration aus einem sehr alten Buch, die eine geflügelte Knabenfigur, einen Cupido, zeigt. Sie stammt von dem Elbinger Künstler Bruno Rister. „Vielleicht könnte man damit einem Verwandten dieses Künstlers eine Freude machen“, meint Frau Wiesner. Wer Interesse hat wende sich bitte an Renate Wiesner, Lindenstraße 5 in 16798 Fürstenberg / Havel, Telefon / Fax (03 30 87) 5 38 18.)

Frau **Hildegard Roloff**, unsere treue Leserin aus Rostock, hat die drei Jahrgänge 2004 bis 2006 unserer Zeitung abzugeben. Sie müßten in Rostock abgeholt werden, was vielleicht im Rahmen einer Urlaubsreise an die mecklenburgische Küste geschehen kann, es ist nicht eilig. Dann macht Frau Roloff noch ein Tauschangebot. Sie besitzt das Buch „Der Kreis Sensburg“ von Karl Templin. Sie mag das 550 Seiten starke, reich bebilderte Buch sehr, denn es behandelt ausführlich die Geschichte des Kreises Sensburg von 1818 bis 1918. Nun stammt Frau Roloff aber aus Neidenburg und möchte deshalb dieses Buch gegen eines über diesen Kreis tauschen, es müßte aber ein „uraltes“ sein, wie sie schreibt – nun ja, sagen wir: aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das ist ihr Wunsch, aber ich zweifele, ob er sich so erfüllen läßt. Vielleicht kann jemand das gewünschte Buch ohne Tausch abgeben, und Frau Roloff macht mit dem Sensburger Buch einem anderen Interessenten eine Freude. Wollen mal sehen, was aus dieser „Maschkoppie“ herauskommt. Ihnen, liebe Frau Roloff, noch persönlich meinen herzlichen Dank für Ihre warmherzigen Zeilen, aber den hohen Titel, den Sie mir symbolisch verleihen, möchte ich doch nicht annehmen. Mein liebster bleibt doch „Mutter der Ostpreußischen Familie“. (Hildegard Roloff, Südring 71 b in 18059 Rostock, Telefon 03 81 / 2 00 06 89.)

Und so werde ich auch von meinem Königsberger Landsmann **Gerhard Thal** angesprochen, der mir so liebe Wünsche sendet, daß mir ganz warm ums Herz wurde. Ich freue mich sehr, daß Ihnen meine Beiträge so viel bedeuten, sie sollen ja auch ein Stückchen Heimat sein, und die ist für Sie nicht nur ein Wort, wie Sie schreiben. Aber nun zu Ihren Suchwünschen, die sich auf Königsberg und besonders auf Juditten beziehen. Gerhard Thal, * 1931, sucht Landsleute, die wie er im Jungenalter in Juditten, etwa in der Juditter Allee 130-136 gelebt haben. Ihre Namen: **Volkmann, Scharfenort**, **Gutzeit** und **Günter Hanneck**, der 1946 / 47 mit Gerhard Thal auf dem Conny Park am Juditter Bahnhof als Kutscher arbeitete. Mit den anderen Gesuchten war er einige Male nach Litauen zum Betteln gefahren, auf Zugdächern und Puffern sitzend bis Kaunas. Einmal wurden sie auch von einem sowjetischen Offizier geschnappt und verhört, kamen aber glimpflich davon. Aber in erster Linie sucht Herr Thal nach Verwandten, Nachfahren seines Großvaters **Gustav Siebert**, Viehhändler in Königsberg, Beydritter Weg 5-7. Gerhards Cousin Günter, der Beydritter Weg Nr. 9 wohnte, blieb ebenfalls bis 1948 in Königsberg, wurde dann mit seinen Eltern nach Thüringen ausgewiesen, kam dort zur Volkspolizei. Also, da hoffe ich doch stark, daß mindestens dieser Vetter sich meldet, aber vielleicht lesen auch die ehemaligen „Lorbasse“ aus Juditten diesen Suchwunsch und wenden sich an den alten Freund Gerhard Thal, Stifterweg 38 in 89075 Ulm, Telefon (07 31) 9 50 83 30.



Ruth Geede Foto: privat

Margrit Siese erinnert sich an ihre dänische Zeit hinter Stacheldraht. Die „Marjell aus Kobulten“ – so habe ich sie einmal genannt, in dem Buch „Die Weihnachtsfamilie“ nachzulesen – hat ein Lied bewahrt, das damals die ostpreußische Schauspielerin **Marion Lindt** auf einem Bunten Abend im Lager Oksböl vortrug. Die in ganz Ostpreußen bekannte und beliebte „**Hanne Schneidereit**“ vom Reichssender Königsberg war vom Durchgangslager Kolding, wo sie die Ausreise beantragt hatte, nach Oksböl zurückgeschickt worden. Sie verfaßte daraufhin diesen Song: „Wenn du eine Reise tust / mußt die richt'ge wählen /daß es dir nicht geht wie mir / ich kann was erzählen! / Oksböl raus und Kolding rein / meinen Schein den dreht er / ‚Was nach Deutschland?‘ spricht der Herr / ‚20 Jahre später!‘“ Nun, es wurden nicht 20 Jahre, denn schon drei Jahre später besuchte mich Marion Lindt in meinem damaligen Zufluchtsort Dahlenburg. Ich finde es aber großartig, wie eine internierte Ostpreußin diese für sie enttäuschende Situation verarbeitet hat. Haben wir noch Platz für die zweite Strophe? Hier ist sie: „Komm ich dann nach 20 Jahr / wieder in die Heimat / ist mein liebes Emilchen / lange schon verheiratet. / Doch er nimmt mich in den Arm / dieser kleine Schäker / sagt: ‚Versuch es noch einmal / 20 Jahre später!‘“ Vielen Dank, liebe Frau Siese, ich glaube, Sie haben damit allen ehemaligen Schicksalsgefährten eine kleine Freude bereitet!

Familienforschung – diesmal beschäftigt sich Frau **Regina Posorski** aus Stendal mit dem Thema. Sie ist eine geborene **Klauschies** und sucht Verwandte, die aus Ostpreußen stammen. Frau Posorski wohnt in Stendal, wohin ihr Großvater **Friedrich Karl** Klauschies bereits 1890 verzog. Er stammte aus Gertlauken, und da setzen ihre Nachforschungen ein. Urgroßvater **Samuel** Klauschies, * 17. September 1840, heiratete am 21. August 1863 in Gertlauken die aus diesem Ort stammende Wirtstochter **Wilhelmine Naujok**, * 7. April 1837. Aus dieser Ehe gingen mehrere Kinder hervor, von denen drei namentlich bekannt sind: **Friedrich Ferdinand** * 31. Januar 1864, **Marie** * 1866 und **Friedrich Karl** * 1. September 1868, die alle Ende des 19. Jahrhunderts in den Raum Stendal / Berlin gingen. Frau Posorski ist sich aber sicher, daß ihre Urgroßeltern nicht nur drei Kinder hatten und glaubt, daß diese in Ostpreußen geblieben sind. Sie stützt ihre Vermutung auf die Tatsache, daß 1945 zwei junge Männer bei ihrem Großvater in Stendal waren, die aus Ostpreußen kamen und ihren Großvater mit „Onkel“ ansprachen. Sie wollten weiter in das Rheinland und erwähnten, daß sich Angehörige auf der „Gustloff“ befänden. Es ist also anzunehmen, daß diese Männer Neffen von Friedrich K. Klauschies waren. Nachweisbar ist auch ein **Ferdinand** Klauschies, verheiratet mit **Wilhelmine Brasseit** aus Gertlauken. Es handelt sich wahrscheinlich um einen Bruder des Urgroßvaters Samuel, der vielleicht der Patenonkel von dessen ältestem Sohn Friedrich Ferdinand sein könnte, wie der Name vermuten läßt. Vielleicht sind diese Brüder (?) Klauschies erst durch die Heirat nach Gertlauken gekommen. Der Name Klauschies ist auch in Grünhayn, Gr. Steindorf, Insterburg und Königsberg nachweisbar. Frau Posorski hofft nun, daß sich Nachkommen aus dieser Linie Klauschies melden, die vielleicht noch Dokumente oder persönliche Erinnerungen an die Heimat ihrer Vorfahren und die Familie besitzen. Ich freue mich jedenfalls darüber, daß die Enkelin des ausgewanderten Großvaters sich so für Ostpreußen interessiert und eine eifrige Leserin unserer Zeitung ist. (Regina Posorski, Nordwall 11 D in 39576 Stendal, Telefon 0 39 31 / 21 43 37.)

Wer kennt die Legende von der Heiligen Edita? Sie soll angeblich aus Ostpreußen stammen, aber sie ist mir nicht bekannt, sie stand auch nicht in unsern Schulbüchern. Frau Schaefer-Schmidt möchte es gerne wissen, denn sie heißt mit Vornamen – natürlich: Edita, und da ihre Familie aus Wittenberg bei Königsberg kommt und ihre Mutter auch diesen Vornamen trug, möchte Frau Schaefer-Schmidt wissen, ob diese Legende aus Altpreußen stammt. Zweifellos ist es eine Variante der Legende von der Heiligen Elisabeth von Thüringen, denn auch bei der mildtätigen Adelsfrau Edita verwandeln sich durch ihre Notlüge die für die Armen bestimmten Brote in ihrer Schürze zu Steinen. Frau Schaefer-Schmidt, die nach der Vertreibung im Hohenlohischen aufwuchs, fand jedenfalls keine andere Edita unter ihren Mitschülerinnen. Ich erinnere mich allerdings an eine Klassenkameradin in Königsberg, die zwar Edith hieß, sich aber bewußt „Edita“ nannte, was wir Ruths, Elsbeths und Irmgards als Spinnerei abtaten. Aber vielleicht hatte sie auch die Sage von der Heiligen Edita beeinflußt? Es könnte sein, daß die Legende mit schlesischen Siedlern in das Ermland gekommen ist. Ich bin sicher: Wir werden es bald wissen. (**Edita J. Schaefer-Schmidt**, Mühltalstraße 146 in 69121 Heidelberg, E-Mail: dr.j.schaefer@arcor.de.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...



ZUM 102. GEBURTSTAG

Kiehl, Maria, geb. **Gryzau**, aus Karpen, Kreis Johannisburg, jetzt Friedrich-Ebert-Straße 1, 30851 Langenhagen, am 4. Februar

ZUM 101. GEBURTSTAG

Glaß, Richard, aus Aweyden, Kreis Sensburg, jetzt DRK-Altenzentrum Rühmkorffstraße 7-9, 31582 Nienburg, am 11. März

Olden, Grete, geb. **Karrasch**, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Auer Straße 10, 08358 Grünhain, am 9. März

ZUM 100. GEBURTSTAG

Gieseler, Volkmar, aus Taberbrück, Kreis Osterode, jetzt Sperberweg 9 B, 30627 Hannover, am 23. Februar

Kreischatus, Charlotte, geb. **Schüller**, aus Plötzendorf, Kreis Lyck, jetzt Eifelstraße 15, Altenheim, 54634 Bitburg, am 4. März

Moslehner, Hedwig, geb. **Bruderrek**, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Straße des Friedens 57, 09337 Reichenbach, am 5. März

ZUM 99. GEBURTSTAG

Jurkutat, Ella, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Käthe-Kollwitz-Straße 116, 04600 Altenburg, am 10. März

Proßin, Ewald, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Vogelweidestraße 40, 94036 Passau, am 7. März

ZUM 98. GEBURTSTAG

Reinhold, Hedwig, geb. **Gryzewski**, aus Wittingen, Kreis Lyck, jetzt Rüpingsweg 51, Kurt-Schumacher-Zentrum, 45277 Essen, am 1. März

ZUM 97. GEBURTSTAG

Hoth, Sabine, aus Goldbach, Gareningken, Kreis Wehlau, jetzt Feldstraße 1, 63329 Egelsbach, am 6. März

Sagolt, Emil, aus Krokau, Kreis Neidenburg, jetzt Hohe Flur 2, 47228 Duisburg, am 27. Februar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Baumgartner, Annemarie, geb. **Weber**, aus Wehlau, jetzt Im Tiergarten 15, 78465 Konstanz, am 6. März

Hartwich, Anna, geb. **Vongehr**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Helenenweg 2, 98574 Schmalkalden, am 9. März

Knaps, Fritz, aus Königsfließ, Kreis Lötzen, jetzt Wittholzstraße 35, 32257 Bünde, am 11. März

Stutt, Ewald, aus Lentenbude, Kreis Elchniederung, jetzt Blumenstraße 50, 42655 Solingen, am 9. März

ZUM 95. GEBURTSTAG

Baltz, Ella, geb. **Engelke**, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Franz-Schubert-Straße 32, 26919 Brake, am 10. März

Meier, Erna, geb. **Radtke**, aus Sanditten, Götzendorf, Kreis Wehlau, jetzt Theodor-Storm-Straße 4, 24601 Wankendorf, am 11. März

Wilke, Else, geb. **Weiß**, aus Memel, jetzt Seiffertstraße 95, 28359 Bremen, am 5. März

ZUM 94. GEBURTSTAG

Abramzik, Walter, aus Leinau, Kreis Ortelsburg, jetzt Eisenbahnstraße 23, 64584 Biebesheim, am 11. März

Behrens, Ella, geb. **Nauok**, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Winkel 11, 38327 Semmenstedt, am 11. März

Engel, Martha, geb. **Lenz**, aus Pottlitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schrotenstraße 1, 78532 Tuttlingen, am 11. März

Gawlick, Martha, geb. **Suck**, aus Upalten, Kreis Lötzen, jetzt bei T. Trajkowski, Bahnnhofstraße 34, 04680 Colditz, am 5. März

Kellner, Käthe, aus Lyck, jetzt Brambusch 280, OT Rolfshagen, 31749 Auetal, am 7. März

Lind, Walter, aus Lötzen, jetzt Hugo-Beyerle-Straße 33, 71263 Weil der Stadt, am 6. März

Maschinowski, Lisbeth, geb. **Feldendreher**, aus Nausseden, Kreis Ebenrode, jetzt Werkerhofstraße 17, 42579 Heiligenhaus, am 11. März

Preuß, Horst, aus Treuburg, jetzt Am Buchholz 17, 56729 Wanderath, am 9. März

Wehrmann, Frieda, geb. **Garstka**, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Verbindungsstraße 15, 41334 Nettetal, am 5. März

ZUM 93. GEBURTSTAG

Johnke, Charlotte, geb. **Schubert**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Mühlweg 121, 71577 Großerlach, am 5. März

Stuhlemmer, Anna, geb. **Kalinka**, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Bergstraße 10, 25926 Ladelund, am 10. März

Wengorsch, Otto, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Martinusstraße 19, 29549 Bad Bevensen, am 9. März

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bergmann, Georg, aus Burdungen, Kreis Neidenburg, jetzt Wienerstraße 86, 64287 Darmstadt, am 9. März

Birkei, Martha, geb. **Steffer**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Lengenfelder Straße 3 b, 08468 Reichenbach, am 5. März

Faak, Irene, geb. **Schulz**, aus Schalteck, Kreis Elchniederung, jetzt Am Hochsitz 5, bei Schäfer, 22850 Norderstedt, am 8. März

Grasteit, Willy, aus Antonswiese, Kreis Elchniederung, jetzt Dr.-Joh.-Heidenhain-Straße, 83301 Traunreut, am 6. März

Heinrich, Anna, geb. **Nitschmann**, aus Soginten, Kreis Ebenrode, jetzt Brüderstraße 16, 32423 Minden, am 9. März

Kirschning, Walter, aus Demmen, Kreis Elchniederung, jetzt Tempelhofer Straße 102, 30853 Langenhagen, am 8. März

Landt, Erika, geb. **Grade**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Lindenstraße 43, 09217 Burgstädt, am 5. März

Roth, Dorothee, geb. **Groell**, aus Königsberg, jetzt Seniorenheim Falkenstraße 14, 93309 Kelheim a. Donau, am 8. März

Rüger, Marta, geb. **Ball**, verw. Erlach, aus Rostau, Kreis Treuburg, jetzt Ernst-Thälmann-Str. 43, 09569 Falkenau, am 5. März

Tonn, Ruth, geb. **Sakowski**, aus Lötzen, jetzt Seniorenzentrum, Schieferweg 28, 85653 Aying, am 11. März

Vollhardt, Alfred, aus Klein Heinrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Heidesiedlung 35, 24376 Kappeln, am 3. März

Warda, Charlotte, geb. **Nilewski**, aus Dimmern, Kreis Ortelsburg, jetzt Hartenbrakenstraße 46, 30659 Hannover, am 7. März

ZUM 91. GEBURTSTAG

Groß, Irmgard, aus Kortmedien, Kreis Wehlau, jetzt Gartenstraße 4, 26169 Friesoythe, am 5. März

Kroll, Hilde, geb. **Pannek**, aus Heinrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Am Krausen Baum 40, 50321 Brühl, am 3. März

Nikschik, Wilhelm, aus Fröhlichswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Lindenbergstraße 26, 38855 Wernigerode, am 5. März

Pallat, Helmut, aus Demmen, Kreis Elchniederung, jetzt Ronnenberger Straße 26, 30459 Hannover, am 10. März

Strauch, Mimi, geb. **Malkowski**, aus Magdalenz, Kreis Neidenburg, jetzt Rüdersdorfer-Straße 61, 15569 Woltersdorf, am 7. März

ZUM 90. GEBURTSTAG

Losch, Gabriele, aus Neidenburg, Schulstraße 10, jetzt Bergstraße 3, 21465 Reinbek, am 5. März

Rammoser, Helmut, aus Kummeln, Kreis Ebenrode, jetzt Eichenberger Str. 12, 34233 Fuldatal-Rothwesten, am 10. März

Romanowski, Gertrud, geb. **Piotrowski**, aus Waltershöhe, Kreis Lyck, jetzt Wittenrieder Straße 33, 26188 Edewecht, am 5. März

Ruba, Elfriede, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Schellenbecker Str. 15, 44279 Wuppertal, am 8. März

Rubbel, Erich, aus Tilsit, jetzt Dietzgenstraße 28, 13156 Berlin, am 22. Februar

Trautmann, Edith, geb. **Jurat**, aus Mägdeberg, Kreis Elchniederung, jetzt Möserstraße 38, 45144 Essen, am 10. März

ZUM 85. GEBURTSTAG

Casemir, Sigrid, aus Wehlau, Pinnauer Straße, jetzt Beethovenstraße 7, 34308 Bad Emstal, am 2. März

Falke, Hanna, geb. **Kaminski**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Karl-Storch-Straße 15 A, 23795 Bad Segeberg, am 5. März

Fischer, Anna, geb. **Horch**, aus Neuendorf, Kreis Wehlau, jetzt Max-Ligner-Straße 69, 06667 Weißenfels/Saale, am 5. März

Gangoin, Hilde, geb. **Pelzner**, aus Tilsit, jetzt C.-Röntgen-Straße 46, 99438 Bad Berka, am 20. Februar

Grigoleit, Herta, geb. **Paulick**, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Bonner Straße 292, 50968 Köln, am 3. März

Heisel, Brigitte, geb. **Thirbach**, aus Ziegelberg, Kreis Elchniederung, jetzt Martin-Luther-Straße 17, 82256 Fürstenfeldbruck, am 2. März

Höllger, Kurt, aus Iwenweide, Kreis Elchniederung, jetzt Schweriner Straße 9, 30625 Hannover, am 7. März

Hopfeld, Elfriede, geb. **Jeromin**, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Gartenstraße 18, 35452 Heuchelheim, am 5. März

Hoppe, Erich, aus Groß Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Pfarrstraße 2, 33813 Oerlinghausen, am 8. März

Huslage, Wilhelmine, geb. **Czymek**, aus Klein Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Kaulkestraße 2, 49637 Menslage, am 11. März

Kallweit, Albert, aus Wiskianten, Kreis Samland, jetzt Altenpflegeheim Nordfeldstraße 13-15, 30459 Hannover, am 1. März

Kinski, Ernst, aus Lyck, jetzt Elsa-Brändström-Straße 50, 97422 Schweinfurt, am 26. Februar

Klöhs, Fritz, aus Sonnenmoor, Kreis Ebenrode, jetzt Holländer Weg 38, 24119 Kronshagen, am 4. März

Krüger, Walter, aus Neidenburg, jetzt Schauinslandweg 3-7, 71106 Magstadt, am 10. März

Lessat, Alfred, aus Alt Iwenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Am Großen Dahlen 28 A, 21077 Hamburg, am 2. März

Link, Josef, aus Bottau, Kreis Ortelsburg, jetzt Westtor 26 D, 48324 Sendenhorst, am 10. März

Maleike, Elsa, geb. **Busslapp**, aus Gowarten, Kreis Elchniederung, jetzt In der Ringelwiese 31, 53783 Eitorf, am 3. März

Mews, Käthe, geb. **Bähr**, aus Loye, Kreis Elchniedrng, jetzt Hebbelstraße 18, 45768 Marl, am 8. März

Meyer, Edith, geb. **Brandstädter**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Schloßplatz 4, 74575 Schrozberg-Bart, am 9. März

Pogodda, Kurt, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Posener Ring 7, 38542 Leiferde, am 7. März

Sedelke, Margarete, geb. **Mrowka**, aus Retzken, Kreis Treuburg, jetzt Kleine Kemnadenstraße 6, 19370 Parchim, am 9. März

Selleneit, Gerhard, aus Kreis Elchniederung, jetzt Allersberger Straße 23, 90602 Pyrbaum, am 8. März

Sulimma, Kurt, aus Bartendorf, Kreis Lyck, jetzt Sophienallee 40 a, 20257 Hamburg, am 5. März

Wach, Hildegard, geb. **Sczuplinski**, aus Kurkau, Kreis Neidenburg, jetzt Am Kreuzberg 21, 27308 Kirchlinteln, am 10. März

Weikam, Helmut, aus Grünheide, Kreis Treuburg, jetzt Hermann-Albertz-Straße 192, 46045 Oberhausen, am 6. März

Werner, Helene, geb. **Laube**, aus Rohren, Kreis Ebenrode, jetzt Degenbergweg 9, 94209 Regen, am 10. März

Wlost, Otto, aus Chareiken, Kreis Treuburg, jetzt Edmonton Alberta T6E 2R1, 9735-88 Ave, Kanada

ZUM 80. GEBURTSTAG

Aukthun, Walter, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Imbekstieg 54, 22527 Hamburg, am 6. März

Bernst, Elfriede, geb. **Hildebrandt**, aus Aßlacken, Kreis Wehlau, jetzt Stifterstraße 10, 07743 Jena, am 9. März

Daab, Adelheid, geb. **Patz**, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Albert-Schweitzer-Straße 4, 67149 Meckenheim, am 8. März

Dibowski, Elli, geb. **Chosz**, aus Warchallen, Kreis Neidenburg, jetzt Neuhof 54, 45327 Essen, am 5. März

Dross, Winrich, aus Kuhdiebs, Kreis Mohrungen, jetzt Isidor Labrador 752, 1640 Martinez / Prov. Buenos Aires, Argentinien, am 11. März

Fuhrmann, Lotte, geb. **Stomber**, aus Treuburg, jetzt Allée des Pins 6, F-57350 Spicheren, Frankreich, am 5. März

Galilea, Horst, aus Treuburg, Fritz-Tschirsee-Straße 11, jetzt Auf der Wacht 24, 65582 Diez, am 9. März

Giolbass, Elsbeth, geb. **de Maire**, aus Schwadenfeld, Kreis Goldap, jetzt Ricarda-Hoch-Straße 29, 28215 Bremen, am 7. März

Gradtke, Otto, aus Pfalsdorf-Samrodt, Kreis Mohrungen, jetzt Rabenauer Straße 26, 01744 Dippodiswalde, am 3. März

Hantel, Gero, aus Wehlau, Parkstraße, jetzt Talsperrenstraße 87 A, 42369 Wuppertal, am 6. März

Hasselbach, Horst, aus Reipen, Kreis Wehlau, jetzt Gartenweg 5, 56338 Braubach, am 5. März

Haupt, Luzie, geb. **Laschat**, aus Tawellenbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Kirschenallee 14, 23566 Lübeck, am 9. März

Hein, Walter, aus Rantau/Samland, jetzt Bardowickstraße 21, 28329 Bremen, am 5. März

Henne, Minna Elfriede, geb. **Zander**, aus Pr. Holland, jetzt Langestraße 2, 37586 Dassel, am 27. Februar

Hennig, Siegfried, aus Eichen, Behlacken, Kreis Wehlau, jetzt Echelnteichweg 55, 58640 Iserlohn, am 11. März

Heymuth, Frieda, geb. **Tullney**, aus Reipen, Schwolgehnen, Kreis Wehlau, jetzt Domänenweg 3, 21218 Seevetal, am 10. März

Hoffmann, Lothar, aus Königsberg, Cranzer Allee 23, jetzt Kuhbrücken 51, 21423 Winsen/Luhe, am 7. März

Jankovic, Erna, geb. **Münch**, aus Ortelsburg, jetzt Schimmelskämpchen 13, 40699 Erkrath, am 8. März

Kappelt, Ruth, geb. **Liedtke**, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Bad Wilsnacker Straße 32, 19322 Wittenberge, am 9. März

Karpowski, Gertrud, geb. **Pukropski**, aus Schiemanen, Kreis Neidenburg, jetzt Grester Straße 98, 33818 Leopoldshöhe, am 7. März

Knopp, Brigitte, geb. **Hein**, aus Treuburg, jetzt Herzog-Ernst-Ring 43, 29221 Celle, am 11. März

Koslowski, Gerhard, aus Noethen, Kreis Johannisburg, jetzt August-Sievers-Ring 15, 24148 Kiel, am 24. Februar

Krämer, Anna, geb. **Schulz**, aus Königsberg, Bülowstraße 6, jetzt Tuchmacherweg 2 b, 53879 Euskirchen, am 7. März

Kröning, Eva, geb. **Fuleda**, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Hufeisen 1, 23909 Ratzeburg,

Glückwünsche
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftliche Arbeit
Landesgruppen



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Bundestreffen – Die BdV-Nachwuchsorganisationen veranstalten 2007 ein Bundestreffen im Ostheim, Bad Pyrmont, vom 20. bis 22. April. Anmeldungen an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Landesgruppe – Mittwoch, 7. März, 18.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, großer Saal, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart. Erhard Wolfram, Propst i. R., hält einen Diavortrag „Königsberg gestern – Kaliningrad heute“. Im Jahr 2007 wird die Vortragsreihe der Landesgruppe fortgesetzt. Propst Wolfram ist ein ausgezeichneter Kenner des nördlichen Ostpreußen, des heutigen „Oblast Kaliningrad“. Von Februar 1999 bis September 2002 war er als Propst in Königsberg (Kaliningrad) tätig und war für die 42 evangelisch-lutherischen Gemeinden im früheren nördlichen Ostpreußen zuständig. In seinem Diavortrag wird uns Propst Wolfram sehr anschaulich die Freuden beim Aufbau der Gemeinden, aber auch die Probleme und Schwierigkeiten schildern, die er zusammen mit seiner Frau überwinden mußte. Seine Frau hat über diese Zeit das Buch „Störche kennen keine Grenzen“ geschrieben.

Buchen – Donnerstag, 8. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im evangelischen Pfarrsaal. Erhard Wolfram, ehemaliger Probst von Kaliningrad (Königsberg), berichtet in einem Diavortrag über seine vierjährige Tätigkeit dort. Seine Frau hat über diese Zeit das Buch „Störche kennen keine Grenzen“ geschrieben.

Göppingen – Sonnabend, 17. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Frisch Auf, Hohenstaufenstraße, Göppingen. In der Heimat gab es nicht nur Seen und Flüsse, es gab auch Ströme und man nannte Ostpreußen auch das Land zwischen Weichsel und Memel. Die jüngere Generation kennt das Land der Väter nicht aus eigenem Erleben. Sie erschauern bei den Katastrophenmeldungen im Weltgeschehen und wissen kaum etwas über die „Zeit der Weglosigkeit“ und den „Schaktrap“ als Verursacher des Elends. Davon möchte der Vorsitzende der Gruppe ein wenig berichten, deshalb hat er eine Geschichte von Ruth Geede rausgesucht, die diese 1991 im „Ostpreußenblatt“ veröffentlicht hatte. Nähere Informationen bei Günter F. Rudat, Karl-Schurz-Straße 54, 73037 Göppingen oder bei Wolfgang Korn, Eschenweg 6, 73119 Hattenhofen.

Schwäbisch Hall – Mittwoch, 7. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Sölch, Hauffstraße. Horst Lindemuth und Rainer Claaßen halten einen Diavortrag „Reise nach Pommern und Masuren“ über ihre Fahrt.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 17. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den „Ulmer-Stuben“, Zinglerstraße 1.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Dinkelsbühl – Mittwoch, 14. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Sonnenhof“. Das „Frühlingserwachen“ steht auf dem Programm.

Erlangen – Donnerstag, 8. März, 18 Uhr, Heimat- und Frauennachmittag im Jugendzentrum Erlangen, Raum 20. Herr Kohlheim hält einen Vortrag „Dresden und Elbsandsteingebirge“. – Auf der letzten Zusammenkunft gedachten die Landsleute ihres im Januar verstorbenen Ehrenvorsitzenden Erich Klein, Gründungsmitglied der Gruppe und Träger des Silbernen Ehrenzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen (LO). Erich Klein leitete zehn Jahre lang als 1. Vorsitzende die Gruppe Erlangen. Er bemühte sich besonders um die Pflege des heimatlichen Brauchtums und die Erhaltung des geschichtlichen und kulturellen Erbes. Als er aus gesundheitlichen Gründen. Auf eine weitere Kandidatur verzichtete, wählten ihn die Mitglieder zu ihrem Ehrenvorsitzenden. Nach besten Kräften unterstützte er weiterhin den Vorstand bei der Arbeit bis zu seinem Tode. Die zweite Vorsitzende Sigrid Heimburger gab danach einen Überblick der nächsten Veranstaltungen: darunter über das Treffen anläßlich der „Trakehner Tage“ vom 11. bis 24. Juni auf dem Gelände des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen. Vor dem Heimweg konnten sich die Mitglieder bei einem Käseessen stärken, bei dem Hella Zugehör die Erzählung „Die Milchprinzessin“ von Ruth Geede vortrug.

Hof – Helmut Starosta kann am 5. März seinen 80. Geburtstag begehen. Er wurde 1927 in Marienburg (Westpreußen) geboren. Dort besuchte er die Grundschule und anschließend die Winrich-von-Kniprode-Schule, Oberschule für Jungen. 1944 erfolgte die Einberufung zum RAD und danach zur Luftwaffe. Er verpflichtete sich für die aktive Offizierslaufbahn. Bei den Kämpfen in Berlin wurde er zweimal verwundet. Nach der Lazarettzeit und Gefangenschaft wurde Starosta in Bayern heimisch. Nach Abschluß eines Sprachstudiums und einer kaufmännischen Ausbildung begann seine berufliche Laufbahn im Innen- und Außendienst. Er ist verheiratet und Vater von wie Töchtern. Bereits 1946 nahm er Verbindung mit der Marienburger Heimatfamilie aus. Er engagierte sich stark in der Heimatpolitik und übernahm Führungspositionen als Bezirks- und stellvertretender Landesvorsitzender der Ost- und Westpreußen in Bayern. Bereits 1982 wurde Starosta in den Bezirksvorstand des BdV in Oberfranken gewählt und war BdV-Bezirksvorsitzender und Verbindungsmann für Sonderaufgaben des BdV-Bayern für Sachsen. 2005 wurde er zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Seine heimatpolitische Arbeit ist jedoch noch nicht beendet. In all seinen Funktionen ist er sehr aktiv und um seine Gruppe bemüht. Für sein Engagement wurde er unter anderem mit der „Westpreußen-Spange in Silber“, dem „Silbernen Ehrenzeichen“ der LO und dem „Landesehrenzeichen Bayer“, der „Goldenen Ehrennadel“ des BdV und der „Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland“ ausgezeichnet. Auch war Helmut Starosta, von 1992 bis 1996, ein vom Gericht bestellter amtlicher Betreuer eines Senioren.

Kitzingen – Freitag, 16. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant Deutscher Kaiser, Kitzingen. Gustav Patz referiert über „Die Sozialpolitik mit Auswirkungen auf die älteren Menschen“.

Nürnberg – Freitag, 9. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Tücherbräu am Opernhaus“. Vortrag über „Hermann Sudermann, der Dichter des Memellandes“.

Starnberg – Mittwoch, 14. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Neuwahl des Vorstandes im „Undosa“. Anschließend gemeinsames Fischessen.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren. Geschäftsführung: Telefon (0 30) 2 16 43 38, Großgörschenstraße 38, 10827 Berlin

HEIMATKREISGRUPPE



Rastenburg – Sonntag, 11. März, 15 Uhr, „Stammhaus“, Rohrdamm 24 b, 13629 Berlin. Anfragen: Herbert Brosch, Telefon 8 01 44 18.



Tilsit-Stadt – Sonnabend, 17. März, 15 Uhr, Ratskeller Charlottenburg, Rathaus, Otto-Suhr-Allee. Anfragen: Heinz-Günter Meyer, Telefon 2 75 18 25.



Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 17. März, 15 Uhr, Ratskeller Charlottenburg, Rathaus, Otto-Suhr-Allee. Anfragen: Emil Drockner, Telefon 8 15 45 64.

Frauengruppe der LO – Mittwoch, 14. März, 13.30 Uhr, „Die Wille“, Wilhelmstraße 115, 10953 Berlin, Diavorträge von Frau Dirksen und Frau Jaschob über die Arbeit im nördlichen Ostpreußen und über die Marienburg. Anfragen: Marianne Becker, Telefon 7 71 23 54.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Dienstag, 13. März, 14 Uhr, Treffen der Wandergruppe, Roter Turm an der Domsheide. Die Geschäftsstelle der Gruppe befindet sich in der Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Freitag, 23. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Delegierten der Landesgruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (gegenüber der U-Bahnstation Stadthausbrücke). Alle Gruppenleiter und Delegierten sind herzlich eingeladen.

HEIMATKREISGRUPPEN



Elchniederung – Mittwoch, 21. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in den „ETV Stuben“, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, U-Bahnstation Christuskirche. Mit Jahreshauptversammlung, Jahresrückblick und Entlastung des Kassenwarts. Mit Musik und frohen Liedern und ein paar Vorträgen wird der Heimat gedacht und der Frühling begrüßt. Der Eintritt ist frei.



Heiligenbeil – Sonntag, 1. April, 14 Uhr, Frühlingsfest der Heimatkreisgruppe im Seniorentreff, Am Gojenboom 30. Dazu sind alle Mitglieder und Freunde der Gruppe herzlich eingeladen. Bei Kaffee und Kuchen sollen ein paar gesellige Stunden miteinander verbracht werden. Es wird der Film „Eine Reise in ein fremdgewordenes Land“ gezeigt. Kostenbeitrag: 3 Euro. Anmeldungen bis zum 30. März bei K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahnlinie 3, in Richtung Mümmelmannsberg bis Horner Rennbahn, Ausgang „Am Gojenboom“, dann über den Parkplatz am Ende ist der Seniorentreff. Gäste sind herzlich willkommen.



Insterburg – Mittwoch, 7. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg. Es gibt ein Frühlingsfest mit Gedichten und Liedern.



Königsberg – Mittwoch, 7. März, 14 Uhr, Mitgliederversammlung mit Vorstandswahl der Gruppe (14.30 Uhr) im „Alex“ am Jungfernstieg. Anschließend gegen 18 Uhr, traditionelles Königsberger-Klopse-Essen. Schriftliche Anmeldungen bis spätestens 27. Februar an Ursula Zimmermann, Klärchenstraße 21, 22299 Hamburg. – Wer sich für die Königsberg Flugreise (ab Hamburg, 14. Juli) über Rauschen und Nidden anmelden möchte, tue dieses bitte umgehend unter Telefon (0 40) 4 60 40 76.



Sensburg – Sonntag, 11. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Anregungen und Bedenken an K. Budszuhn, Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 7 27 67, richten.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 6. März, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 26. Februar, 15 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld. Es gibt einen Diavortrag: „Ostpreußenreise 1937 – Marienburg, Weichselland, Königsberg, Tannenberg-Fahrt, Oberland, Frisches Haff und das Ermland“

WESTPREUSSEN

Landesgruppe – Sonntag, 18. März, 10 Uhr, Frühlingsausfahrt mit dem Bus an die Ostsee. Teilnahme am volkstümlichen Konzert mit dem Sänger „BernStein“ in Kiel. Abfahrt Hamburg, Kirchenallee, 10 Uhr. Kosten einschließlich Mittagessen und Eintritt zum Konzert 40 Euro. Auskunft erteilt D. Neumann, Telefon 7 00 92 79. – Mittwoch, 28. März, 14 Uhr, Jahrshauptversammlung im Haus der Heimat, Teilfeld 1, (bei der Michaeliskirche / S-Bahnstation Stadthausbrücke). Ab 15 Uhr, „literarisch-musikalischer Nachmittag“, Gäste sind willkommen. Auskunft erteilt D. Neumann, Telefon 7 00 92 79.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Landesgruppe – Sonnabend, 17. März, 10.30 Uhr, Landesdelegiertenversammlung in der Kongreßhalle Gießen, Kerkrader Zimmer. Tagesordnung: Begrüßung durch die Landesvorsitzende Margot Noll, Totenehrung, Wahl des Versammlungsleiters, Feststellung der Beschlußfähigkeit, Genehmigung des Protokolls der letzten Landesdelegiertenversammlung, Bericht des Vorstandes (Vorsitzende, stellvertretende Vorsitzende, Landesfrauenreferentin, Landesschatzmeisterin), Bericht der Kassenprüfer, Aussprache zu den Berichten, Entlastung des Schatzmeisters und des geschäftsführenden Vorstandes, Neuwahl des Vorstandes, Landeskulturtagung 2007, Kurzberichte der Kreisgruppenvorsitzenden, Verschiedenes. Die Versammlung soll gegen 16 Uhr ihr Ende finden.

Darmstadt – Mittwoch, 7. März, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Städtischen Seniorentreff, Weidigweg 2, Darmstadt-Eberstadt-Süd III.

Dillenburg – Bei der letzten Zusammenkunft stand der Film „Auf den Spuren der Diakonissen vom Krankenhaus der Barmherzigkeit – von Königsberg zum Kloster Altenberg bei Wetzlar" im Vordergrund. Studiendirektor Eckhard Scheld vom Dillenburger Wilhelm-von-Oranien-Gymnasium hatte das Thema mit einem Leistungskurs im letzten Jahr erarbeitet. Er und fünf seiner Schüler führten den selbstgedrehten 20minütigen Videofilm vor, ergänzten und kommentierten ihn und beantworteten später Fragen aus der Gruppe. Angeregt durch einen Wettbewerb der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, sowie den Besuch von Studenten der Universität Kaliningrad (Königsberg) und ihres Professors Wladimir Gilmanow hatte sich der Leistungskurs mit der Geschichte der Kaiserswerther Diakonissen in Königsberg befaßt. Die Schüler erarbeiteten sich ihr Wissen mittels Literatur über die Diakonissen, und durch Besuche in Berlin und Altenberg. Sie führten Interviews mit den Schwestern, wobei Schwester Johanna, inzwischen fast 90 Jahre alt, die einzige ist, die noch voll im Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg gearbeitet hatte. Die Schülergruppe fuhr auch nach Königsberg, wo sie unter anderem das Gebietskrankenhaus, die frühere „Barmherzigkeit", besuchten und dort mit den Schwestern sprachen. Bei der Verständigung untereinander war es ein Glücksfall, daß einer der Schüler ein Rußlanddeutscher aus Kasachstan ist. außerdem fanden die Deutschen Unterstützung bei den russischen Studenten, die ein vorzügliches Deutsch sprechen. Eine von ihnen, ebenfalls Rußlanddeutsche, half bei der Übersetzung der von Lena Hermann verfaßten und zum größten Teil auch selbst gesprochenen Texte des Films, so daß der Film synchronisiert auch im Königsberger Krankenhaus vorgeführt werden konnte. Der Film erhielt von der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung den ersten Preis zugesprochen. Mit einem herzlichen Dank vom Vorsitzenden Lothar Hoffmann an alle Beteiligten und lebhaftem Beifall für die Schüler klang der Nachmittag aus.

Frankfurt / Main – Montag, 12. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Porthstraße 10, Frankfurt / Main.

Hanau – Mittwoch, 14. März, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Café Menges.

Wetzlar – Montag, 12. März, 18.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den „Grillstuben", Stoppelberger Hohl 128, Wetzlar, zum gemeinsamen Grützwurstessen. – Bei Treffen der Gruppe hielt die Kulturbeauftragte Karla Weyland einen Vortrag über das Thema „Die Mennoniten und ihre Köstlichkeiten". Das „Danziger Goldwasser", mit echtem Blattgold durchsetzt, ist eine Erfindung von Wiedertäufern. Mit dieser Mitteilung überraschte die Vortragende die Anwesenden. Diese pazifistische Glaubensgemeinschaft um den ehemaligen katholischen Priester Menno Simon (1496-1561) haben wegen ihrer Ablehnung der Kindstaufe im 16. Jahrhundert aus ihrer niederländischen Heimat fliehen müssen und in Westpreußen Zuflucht gefunden. Die Trockenlegung der Weichselniederung und deren landwirtschaftliche Nutzung sei der historische Verdienst dieser Religionsgemeinschaft, berichtete Weyland. Aber auch mit der Herstellung von hochwertigen Likören und Schnäpsen, wie dem „Danziger Goldwasser", „Machandel", „Kurfürst" und „Krambambuli" hatten sich die Mennoniten schnell einen Namen gemacht. Heute wird das „Danziger Goldwasser" immer noch nach dem Rezept des Firmengründers Ambrosius Vermöllen, von vor über 400 Jahren, im niedersächsischen Nörten-Hardenberg hergestellt.

Wiesbaden – Das erste Treffen im neuen Jahr war überschrieben mit „Erinnerungen an Zuhause". Charlotte Kaufmann erzählte von unvergeßlichen Erlebnissen in ihrer Heimatstadt Elbing und deren Umgebung. Damals ging ihr Traum in Erfüllung, mit dem eigenen Boot der Eltern auf dem Elbingfluß und dem Frischen Haff zu fahren sowie an Land zu gehen, wo sie es am schönsten fand. In den 30er Jahren hatte ihr Vater einen Bootsrumpf von der Firma Schichau gekauft und daraus nach langer Bauzeit ein Motorboot gebaut. Der Krieg macht dem Ganzen ein Ende. In seiner humorvollen Art las Heinz Adomat aus seinem neuen Buch „Es gibt so' ne und solche – und Pillkaller" zwei amüsante Geschichten. Die drei Videofilme zum Abschluß, aus der Zeit vor dem Krieg, ließen bei den Besuchern meist wehmütige Erinnerungen an die Heimat aufkommen. Der Streifen „Als wir den Plon banden" zeigte beeindruckend damaliges Brauchtum und ließ den unverwechselbaren, singend-fröhlichen ostpreußischen Sprachklang erleben. Zu Beginn der Veranstaltung berichtete Dieter Schetat über besondere Geschehnisse in der Heimat, so unter anderem über den geplanten Wiederaufbau des Königsberger Schlosses, der verbesserten Zugverbindung zwischen Berlin und Königsberg sowie der neuen Eisenbahnfährverbindung Deutschland-Rußland. Seine Informationen über das derzeitige Lohn- / Gehaltsgefüge und den Lebensstandart der heutigen Bevölkerung Königsbergs sowie die beabsichtigte Anhebung ihres bescheidenen Wohlstandes wurden mit Interesse zur Kenntnis genommen.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Buxtehude – Dienstag, 6. März, 19.30 Uhr, Diavortrag „Hurtigruten im Winter, Zauber der Polarnacht" von Helfried Weyer in der Halepaghen-Bühne, Knopkastraße. Karten im Vorverkauf bei Foto Köpke oder an der Abendkasse.

Delmenhorst – Sonnabend, 17. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung in der Ostdeutschen Heimatstube. Für über 50jährige Mitgliedschaft erhalten Anneliese Krause, Erna Reske und Dorothea Freiheit eine Urkunde. Für über 10jährige Mitarbeit werden mit einer Urkunde und einer Anstecknadel die Mitglieder Irmgard Lamping, Georg Jakubeit und Ernst Voigt geehrt.

Hannover – Dienstag, 13. März, 14.30 Uhr, Jahreshauptversammlung der Gruppe im „Ihme-Blick", Roesebeckstraße 1, Hannover. Es stehen Vorstandswahlen an. nach dem Bericht der Vorsitzenden, des Kassierers und der Kassenprüferin folgt ein Vortrag. – Freitag, 16. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zusammen mit den Westpreußen und Pommern im „Ihme-Blick", Roesebeckstraße 1, Hannover. Mit Musik und vielen Liedern wird gemeinsam ein „Bunter Nachmittag" veranstaltet.

Oldenburg – Mittwoch, 14. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadthotel Eversten. Karl-Heinz und Elke Bonk halten einen Diavortrag. Sie berichten von einer Reise durch das Ermland, das Oberland und Masuren. Mitglieder und Freunde sind herzlich eingeladen. – In Vertretung der Vorsitzenden leitete die Ehrenvorsitzende, Margot Zindler, die Zusammenkunft. Sie begrüßte die rund vierzig Besucherinnen sowie Gäste, und konnte nach den Regularien wie Geburtstagen und Ansagen Wort und Bild an den Vortragenden Detlef Lubenau übergeben, der, assistiert von seiner Frau Renate, einen Vortrag über ihre Reise im Wohnwagen durch „Griechenland in Farbe und Licht" zeigte. Über Griechenland spannt sich ein weiter geschichtlicher Bogen und alle Zeiten fanden sich in dem lebendigen Vortrag und den farbenfrohen Bildern wieder. Er begann mitten im Land, dem Peloponnes, der über die neue Poseidonbrücke über den Golf von Korinth erreicht wurde: mit Mykene, Argolis und Nauplia wurden sowohl antike als auch neuzeitliche Stätten besucht. In Letzterer residierte auch die griechische Königin Amalie aus dem großherzoglichen Oldenburg im 19. Jahrhundert. Über die Landenge von Korinth zurück zum Festland: Korinth, Delphi, Epidauros mit ihren antiken Zeugen der griechischen Kultur erfüllen jeden Reisenden mit Bewunderung, Erstaunen und Freude über die Schaffenskraft so früher Kulturen. Die Fahrt ging am Thermophylenpass und dem Berg Olymp vorbei nach Thessaloniki, das neben Korinth eine wichtige Missionsstadt der Apostel Paulus war. Nun lenkten die Vortragenden ihren Wohnwagen nach Westen in das Pindus-Gebirge zu den Meteora Klöstern der orthodoxen Kirche, die seit dem 14. Jahrhundert als „schwebende Klöster" in die Felsen gehauen wurden und atemberaubende Aussichten auf die Landschaft boten. Die Rundreise und der Vortrag endeten in Parga am Ionischen Meer, dem Mittelmeer. Hier erholten sich die Referenten auf ihrer Reise für ein paar Tage und die Zuhörer von einem genuß- und abwechslungsreichen Vortrag, der sie den grünen Winter draußen für kurze Zeit vergessen ließ. Mit Unterhaltung, Volksliedern und dem Vortrag war wieder schnell ein Nachmittag vergangen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Osnabrück – Freitag, 16. März, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte Bürgerbräu.

Landesgruppe – Landesgruppe – Sonnabend, 10. März, 10 Uhr, die Frühjahrs-Delegierten-, Kultur- und Frauentagung der Landesgruppe findet wieder in Oberhausen statt. Der Vorstand bittet um zahlreiches Erscheinen, da Wahlen anstehen. Heinz Schön hat sein Kommen zugesagt, und wird über die Forschung zum

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

Glückwünsche
Fortsetzung

am 9. März

Kröger, Irene, geb. **Kiy**, aus Burdungen, Kreis Neidenburg, jetzt Große Wiese 5, 44795 Bochum, am 2. März

Kutzinski, Ernst, aus Sonnau, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 21, 331655 Stadthagen, am 5. März

Kwesel, Gerhard, aus Großwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Sternbergstraße 23, 38229 Salzgitter, am 6 März

Lenkert, Herbert, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Gärtnerweg 20, 92685 Floß, am 11. März

Lichtlein, Irmgard, aus Aßlacken, Kreis Wehlau, jetzt Schäferweg 6 a, 25551 Hochenlockstedt, am 6. März

Meyer, Helene, geb. **Dohmann**, aus Radomin, Kreis Neidenburg, jetzt Danziger Straße 6, 33442 Herzebrock, am 3. März

Müller, Ursula, geb. **Böhm**, aus Quilitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Zweifalterstraße 4, 72525 Buttenhausen, am 7. März

Nagel, Hanna, geb. **Dreier**, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Barbyer Straße 20, 39249 Pömmelte, am 5. März

Niesalla Paul, aus Klein Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Meierfrankenfeldstraße 25, 58710 Menden-Lendringsen am 25. Februar

Rippert, Herbert, aus Gubitten, Kreis Mohrungen, jetzt Witwe-Bolte-Weg 38 a, 28329 Bremen, am 4. März

Rohmann, Emma, geb. **Griese**, aus Lyck, Steinstraße 17, jetzt Fuchsbreite 3, 49186 Bad Iburg, am 7. März

Schwarz, Käthe, geb. **Kullik**, aus Treuburg, Lötzener Straße 24, jetzt Robert-Koch-Straße 42, 50931 Köln, am 7. März

Seidel, Alfred, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Baselerstraße 20, 79664 Öflingen, am 7. März

Selluga, Elfriede, geb. **Robin**, aus Groß Glingbeck, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dietrichsdorfer Höhe 20, 24149 Kiel, am 8. März

Sembrowski, Hans, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Buggingerstraße 46, 79114 Freiburg, am 5. März

Stamer, Ursula, geb. **Bialluch**, aus Schrengen, Kreis Rastenburg, jetzt Dörpstraat 9, 23898 Wentorst, am 5. März

Starosta, Helmut, aus Marienburg/Westpreußen, jetzt Finkensteig 12, 95030 Hof, am 5. März

Supkus, Willy, aus Wargienen, Kreis Wehlau, jetzt Auf den Appels 24, 27572 Bremerhaven, am 6 März

Szameitat, Ernst, aus Grünwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Friedenstraße 24, 42929 Wermelskirchen, am 8. März

Szameitat, Hans, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Gailnau 10, 91631 Wettringen, am 10. März

Weide, Ilse, geb. **Rohde**, aus Grunau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Quakenbrücker Hof 4, 49088 Osnabrück, am 8. März

Will, Günther, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Lindenstraße 41, 15848 Friedland, am 6. März

ZUR EISERNEN HOCHZEIT

Viehöfer, Ernst, aus Gumbinnen, Goldaper Straße 1, und Frau Ursula, geb. **Leber**, aus Königsberg, Deutschordensring 84 und Tannenwalde, jetzt Bahnhofstraße 39, 83451 Piding, am 28. Februar

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Morgenstern, Hermann, aus Tüngen, und Frau Gerda, geb. **Falk** aus Wagnik, Kreis Rastenburg, jetzt Sporckweg 5, 33104 Paderborn, am 2. März

Schüler, Werner, aus Wackersleben, Kreis Haldensleben und Christel, geb. **Bindzus**, aus Bergenau, Kreis Treuburg, jetzt Schenkendorfstraße 25, 39108 Magdeburg, am 23. Februar

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 19

„Bernsteinzimmer" berichten. Es wird um regen Besuch von Landsleuten, Jugend und Gästen – wie in den Jahren zuvor – gebeten.

Bielefeld – Sonnabend, 17. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung in der Gaststätte Sprungmann, Osnabrücker Straße 65, Bielefeld.

Düren – Freitag, 16. März, 18 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatabend einschließlich der Jahreshauptversammlung.

Düsseldorf – Mittwoch, 14. März, 15 Uhr, „Ostdeutsche Stickerei", Raum 311, GHH. – Donnerstag, 15. März, 19 Uhr, Diavortrag von Peter Schulenberg „Archäologie im Düsseldorfer Hofgarten", Raum 312, GHH.

Essen – Freitag, 16. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Stern Quelle", Schäferstraße 17, 45128 Essen, in der Nähe des RWE-Turmes. Herr Kehren hält einen Vortrag über die Situation der Ostpreußen im Ruhrgebiet an des Wende des 19. und 20. Jahrhunderts.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Ludwigshafen – Freitag, 2. März, 17.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum „Heringsessen" im „Volkshaus", Königsbacherstraße.

Neustadt a. d. W. – Sonnabend, 17. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Fröbelstraße 26. Jahreshauptversammlung mit Neuwahl des Vorstandes stehen an, vorher gibt Lm. Schusziara einen Rechenschaftsbericht. Üner den finanziellen Stand der Gruppe informiert Lm. Waschkowski. Die erfolgreiche Berliner Ausstellung „Erzwungene Wege" wird in eine Wanderausstellung umgewandelt. Vielleicht kommt sie auch in die Nähe Neustadts.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

Saar – Sonntag, 18. März, Besuch des Bergwerkmuseums in Breitenbach. Im Anschluß gibt es ein gemütliches Beisammensein.

SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Landesgruppe – „Schatzkästchen Ostpreußen" beinhaltete die letzte Zusammenkunft. Daraus wurde gemeinsam der erste Film angesehen. Hannelore Kedzierski begrüßte alle sehr herzlich, sie hatte von ihrem Onkel viele gute Heimatfilme geerbt und die sollten nicht im stillen Kämmerchen schlummern. Landsleute und Gäste sollen in Zukunft die Freude darüber mit ihr teilen können. Der erste Film zeigte Ostpreußen vor dem Zweiten Weltkrieg. Wie schön und erhaben die Städte mit ihren Schätzen waren und wie erschütternd das Bild nach der Zerstörung war. Es entstand eine rege Diskussion über Erlebnisse in der Jugend in der geliebten Heimat. Reiseerlebnisse wurden ausgetauscht, denn ein jeder hat schon oft die Heimat besucht. Wie bei jeder Zusammenkunft wurde auch diesmal ein aktuelles Thema von Hannelore Kedzierski angesprochen. Sie verteilte Formulare zur Patientenverfügung und erläuterte dazu einzelne Punkte, es sollte eine hilfreiche Unterstützung sein und Absicherung im Notfall damit man in Zukunft beruhigter sein kann.

Chemnitz – Eingeleitet wurde die Veranstaltung mit Gesang und Aktuellem. Geburtstagswünsche erhielt die stellvertretende Vorsitzende und Chorleiterin, Ingrid Labuhn. Dankesworte gingen an das Vorstandsmitglied Karin Janella, die für liebevolle ehrenamtliche Betreuung von Elfriede Berger, die sich im Pflegeheim befindet, ausgezeichnet wurde. Viola Schulz konnte als neues Mitglied begrüßt werden. Die Zusammenkunft stand im Zeichen der Erinnerung. Anrührend und eindrucksvoll schilderte Lisbeth Krüßel ihre Kindheitstage in Ludendorff. Die Erlebnisse der Flucht sowie dann nach Jahrzehnten die ersten Heimatbesuche mit dem taubstummen Bruder, wurden in Gedanken miterlebt. Aribert Holk brachte, im Zusammenhang mit einem kleinen Köfferchen mit wertvollem Inhalt, unpathetisch und mitreißend die Geschehnisse: Bombennächte, ausgebombt zu sein, Flucht nach Rauschen und die Evakuierung im Herbst 1944 nach Frankenberg (Sachsen) zu Gehör. Es klang wie eine Schicksalsherausforderung, daß die Familie 1945 eine Reise von Königsberg nach Sachsen unternimmt mit dem Gedanken und Glauben der Mutter an die baldige Heimkehr nach Königsberg. Im Gepäck der wertvolle Koffer. Dieser jedoch bleibt bei der Abreise beim Vater in Königsberg zurück. Bald müssen sie schweren Herzen erkennen, daß der Vater samt des Köfferchen für immer in Königsberg verschollen sind. Auf sehr emotionale Weise hat die blinde Herta Tylla die Schreckenszeit der Flucht aus Schönwiese / Kreis Insterburg, die sie als Sechsjährige ertragen mußte, aufgezeigt. Im Kampf ums Überleben haben viele Kinder ihre ganze Kraft einsetzen müssen. Die Verheerungen, die in den Seelen entstanden sind zeigen bis ins hohe Alter ihre Wirkungen. Der zeitliche und räumliche Abstand zur Heimat ist darum kaum bemerkbar. Dieser Nachmittag soll Anregung für weitere Erlebnisberichte sein. – Am 5. Mai kann die Gruppe auf das 15jährige Bestehen zurückblicken. Bis zu diesem Zeitpunkt soll eine umfangreiche Dokumentation fertiggestellt sein. Gesucht werden Zeitzeugen, die am 3. März 1945 die Bombardierung auf den Flüchtlingszug aus Ostpreußen in Chemnitz miterlebt haben. Ebenfalls Berichte über die sogenannten „Wolfskinder". Die Gruppe ist sehr bemüht, die Erlebnisse der „Heimatlosen" in der Nachkriegszeit in Chemnitz, vor dem Erinnerungsverfall zu retten. Ihre Mithilfe ist wichtig! Informationen und Ihre Berichte bitte an Gertrud Altermann, Rosa-Luxemburg-Straße 1 a, 09126 Chemnitz, Telefon (03 71) 5 80 60.

Limbach-Oberfrohna – Beim ersten Treffen der Gruppe in diesem Jahr konnte man die Landeskulturreferentin Hannelore Kedzierski mit Gatten begrüßen. Entsprechend dem Thema „Essen und Trinken in der Heimat", wurde ein ansprechendes Programm geboten, welches sich über eine Stunde hinzog. Aufgelockert mit gemeinsam gesungenen Liedern. Mit Geschichten und Gedichten wurde in Erinnerung gerufen, was einst Oma und Muttern kochten. Nur um einiges zu nennen: Klunkermus, Keilchen, Schwarzsauer, Spirgel, Schmandschinken und vieles mehr. Eine kurze Geschichte berichtete, wie zum ersten Mal Königsberger Fleck gekocht wurde. Auch der Humor kam nicht zu kurz. Eine kleine Auswahl ostpreußischer Trinksprüche erfreute die Anwesenden. Der Jahreszeit entsprechend wurden zur gemeinsamen Kaffeetafel Pfannkuchen serviert. Nachdem sich alle gestärkt hatten, gab es anschließend noch aktuelle Informationen von Kurt Weihe, unter anderem über die gemeinsamen Reisen in diesem Jahr sowie die Planung für das kommende Jahr, in welchem Reisen nach Holland und in das Riesengebirge vorgesehen sind.

Aschersleben – Donnerstag, 15. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bestehornhaus". Motto der Zusammenkunft „Kunst im Wandel der Zeit".



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 12. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Krötenhof".

Magdeburg – Sonntag, 11. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte SV Post, Spielhagenstraße 1. – Dienstag, 13. März, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen", Immermannstraße 19.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Neumünster – Mittwoch, 14. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant am Kantplatz. Hajo Westphal referiert über „Heile Welt von Walter Kempowski, Landlehrer in den Jahren 1960/70".

Pinneberg – Sonnabend, 17. März, 16 Uhr, Jahreshauptversammlung mit anschließendem Grünkohlessen im VfL-Heim, Fahltskamp 53.

Ein Pfarrleben

Die Geschichte der Guddas-Sterz-Familie



Monika Guddas erzählt in „Ostpreußisches Pfarrerleben" vom Leben der Pfarrerfamilie ihrer Mutter, der Familie Sterz, und der Pfarrerfamilie ihres Vaters, Familie Guddas, zur Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik sowie von ihrer eigenen Kindheit in einer ostpreußischen Pfarrerfamilie.

„Das Pfarramt in der Gemeinde Silberbach war anfangs ein glückliches. Wie in vielen ostpreußischen Kirchspielen, so gab es auch hier eine rege Gemeinde. Mein Vater gründete einen Posaunenchor. Meine Mutter leitete eine lebendige Frauenhilfe. Im Jungmädchenkreis wurden viele Lieder gelernt, was bei den gesangsfrohen Menschen nicht schwer war ... Die Hauptpflichten des Pfarrers neben den Gottesdiensten: der Katechumenen- und Konfirmandenunterricht, die Kindergottesdienste, die Alten- und Krankenbesuche, die Beerdigungen und Trauungen, alles nahm seinen für eine ostpreußische Gemeinde normalen Lauf."

Doch steht das idyllische Pfarrerleben nicht im Vordergrund

Ein sehr reges Gemeindeleben

der Erzählungen Monika Guddas. Um die Gesundheit ihrer Mutter war es von jeher schlecht bestellt und so wurden die Kinder häufig auf die Verwandten aufgeteilt, wenn die Mutter wieder mal ins Krankenhaus mußte.

Die Jahre gingen ins Land und 1933 mußte die Kirchengemeinde Silberbach um die politische Leitung des Dorfes bangen.

„Der Bürgermeister, der Lehrer, der Patron verschrieben sich dem Nationalsozialismus ... Zu der dörflichen ‚Machtergreifung' durch die ‚Deutschen Christen' gehörte die versuchte Gleichschaltung der kirchlichen Gemeinschaften ... Als alle BK (Bekennende Kirche)-Pfarrer eine Kollekte sammelten, die ihnen

Schwere Zeiten: Kirche kontra Gestapo

zu Unrecht untersagt worden war, kamen allein in Ostpreußen rund 70 Geistliche in die Gefängnisse, darunter auch mein Vater."

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Am ersten Februar 1939 wurde der Pfarrer Guddas von der Gestapo aufgefordert die Provinz Ostpreußen binnen 48 Stunden zu verlassen.

Monika Guddas berichtet von den schweren Zeiten die nun für ihre Familie anbrachen, von den Umzügen, der Zeit in Stettin und dem zusehenden körperlichen Verfall ihres Vaters, der in der entbehrungsreichen Zeit seine Arbeit nicht vernachlässigen wollte und seinem geschwächten Körper kaum Ruhe gönnte, bis er am 30. März 1946 verstarb.

Fakten, Bilder und kleine Gedichte ihrer Mutter begleiten Monika Guddas Erzählungen und veranschaulichen dem Leser das Leben einer Pfarrerfamilie zu Zeiten des Kaiserreichs, der Weimarer Republik, Hitlers und Stalins. A. Ney

Monika Guddas: „Ostpreußisches Pfarrerleben", *verbum, Berlin 2006, broschiert, 100 Seiten, 12 Euro*

Prussia

Duisburg – Ein Treffen veranstaltet die Prussia am Sonnabend, 3. März, 11 Uhr, im Museum Stadt Königsberg, Karmelplatz 5, Duisburg. Vor Beginn des Vortragsteils (10 bis 10.45 Uhr) besteht – ebenso wie in der Mittagspause – Gelegenheit, das Museum und die Ausstellung „Maler der Kurischen Nehrung" zu besichtigen. Um 11 Uhr beginnt Prof. Dr. Hans Rothe seinen Vortrag: „Hermann von Boyen und die polnische Frage 1797 bis 1837". Gegen 14 Uhr wird der Archäologe Timo Ibsen im Rahmen eines Diavortrages „Neues zu den Wikingern in Ostpreußen" auch über die derzeitigen Ausgrabungen in Wiskiauten bei Cranz berichten.

Ab 16 Uhr findet dann die Jahreshauptversammlung der „Prussia" statt. Gäste sind herzlich willkommen.

Ermländertreffen

Ludwigshafen – Ein Ermländertreffen findet am Sonntag, 4. März, 14 Uhr, in der St. Hedwigskirche, Brandenburger Straße 1-3, Ludwigshafen-Gartenstadt, statt. Es beginnt mit der Eucharistiefeier um 14 Uhr. Anschließend trifft man sich zum gemütlichen Beisammensein im Pfarrheim. Kuchenspenden sind erbeten.

Stickseminar im Ostheim

Bad Pyrmont – Der Ostheim e.V. bietet vom 7. bis 11. März 2007 wieder ein Stickseminar in der Jugendbildungs- und Tagungsstätte Ostheim in Bad Pyrmont an. Für alle Interessierten werden die Techniken Hardanger-, Hohlsaum-, Ajour-, Weiß- und Schwarzsticken einschließlich Nadelspitzen von einer ausgebildeten Seminarleiterin zum Erlernen oder Vertiefen angeboten.

Das Seminar (vier Tage) beginnt am Mittwoch, dem 7. März, 16 Uhr, mit der Einführung und endet am Sonntag, dem 11. März 2007, nach dem Mittagessen (12 Uhr). Der Komplettpreis für dieses Seminar beträgt 202 Euro im Doppelzimmer, 226 Euro im Einzelzimmer und beinhaltet Vollpension und die Seminargebühr (ohne Material). Notwendige Materialien können im Seminar bei der Seminarleiterin vor Ort erworben werden. Die Anmeldung zum Seminar senden Sie bitte an: Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon: (0 52 81) 9 36 10, Fax: (0 52 81) 93 61 11, Internet: www.ostheim-pyrmont.de, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de .

»Bayern und das Preußenland«

Sonderausstellung des Kulturzentrums Ostpreußen im Münchener Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung

Von Manfred E. Fritsche

Das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen hat nun eine Sonderschau im Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung in München eingerichtet. Staatssekretär Jürgen W. Heike sprach Direktor Wolfgang Freyberg für die Gestaltung der Ausstellung sein Kompliment aus.

„Das Haus Kopernikus in Allenstein ist die Visitenkarte Bayerns in Ostpreußen", so bezeichnete der Referatsleiter für Vertriebenenpolitik, kulturelle Angelegenheiten und grenzüberschreitende Zusammenarbeit beim Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen, der Leitende Ministerialrat Dr. Walter Rösner-Kraus, das frühere Finanzamt in Alleinstein nach dessen Renovierung und Übergabe an die „Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit" (AGDM). Die Schautafel, die die Geschichte des Gebäudes beschreibt, ist Teil einer Ausstellung, die das Kulturzentrum Ostpreußen nun im Ministerium in München der Öffentlichkeit übergeben hat.

Das „Haus Kopernikus", dessen Renovierung vom Freistaat Bayern in besonderem Maße getragen wurde, sichert mit seinem angeschlossenen Kindergarten das Bestehen der Deutschen Vereine in Masuren und Ostpreußen. Die 1991 nach dem Deutsch-Polnischen Vertrag entstandene und heute über 3000 erwachsene Mitglieder starke Gesellschaft Deutscher Verein ist auch im sozialen Bereich tätig, es besteht ein Chor und eine Kindertanzgruppe und der „Bayerische Saal" wird für Ausstellungen, Lesungen und Konzerte genutzt.

Bei der ersten Augenscheinnahme sprach auch Staatssekretär Jürgen W. Heike dem Direktor des Ellinger Kulturzentrums Wolfgang Freyberg seine Anerkennung für die Anordnung und den Aufbau der Sonderschau aus.

Auch im sozialen Bereich tätig

Ein weiterer Themenkreis umfaßt die Geschichte der Königlichen Majolika-Werkstatt Cadinen. Die alte italienische Handwerkskunst der mit farbiger oder weißdeckender Glasur überzogenen Keramik war im 19. Jahrhundert auch in Deutschland wiederentdeckt worden und verbreitete sich rasch. Die königliche Werkstatt Cadinen entstand auf einem ehemaligen Deutschordensgut in der am Frischen Haff gelegenen Stadt, welches Kaiser Wilhelm II. im Dezember 1898 erworben hatte. Auf diesem Gut, das auch als Sommersitz des Kaisers diente und das zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb ausgebaut wurde, entstanden 1899 eine Dampfziegelei und in der ab 1904 arbeitenden Keramikwerkstatt neben Baukeramik auf Anregung des Kaisers griechisch-etruskische oder italienisch-renaissancehaft gestaltete Ziergefäße. Mit Zier- und Gebrauchsgeschirr mit Dekor wurde dem Publikumsgeschmack der damaligen Jugendstilzeit entsprochen und ab 1928 entstanden die von Werkstattdirektor Wilhelm Dietrich gestalteten Farbverbindungen des Cadiner Rot, Kobaltblau und Gold. Seit 1920 wurden auch Figuren, Büsten und Tierplastiken aus Ton angefertigt.



Leitender Ministerialrat Dr. Walter Rösner-Kraus, Staatssekretär Jürgen W. Heike und Wolfgang Freyberg, Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen (v.l.) Foto: mef

Vor 92 Jahren: Am 4. März 1915 gründete sich die Münchener Ostpreußenhilfe

Der letzte Teil der Ausstellung beschreibt unter dem Titel „Bayern und das Preußenland" die Beziehung zwischen den beiden Staaten, die bis auf den 1190 gegründeten Deutschen Orden zurückreichen. An den Kämpfen um 1226 an der Weichsel gegen die heidnischen Prussen nahmen viele bayrisch-fränkische Adelsgeschlechter teil. Besondere Bedeutung erlangten dabei die Hochmeister Heinrich von Hohenlohe sowie Konrad und Siegfried von Feuchtwangen. Letzterer verlegte 1309 seine Residenz auf die Marienburg an der Nogat. 1525 wandelte der in Ansbach geborene Hochmeister Albrecht von Brandenburg den geistlichen Ordensstaat in das Herzogtum Preußen um und gründete 1544 die Königsberger Universität Albertina.

Deshalb unterstützte Bayern auch bereits nach dem Einfall russischer Armeen im Jahre 1914 und den daraus resultierenden Zerstörungen in der Provinz die staatlichen Kriegshilfskommissionen, die den Wiederaufbau vorantrieben. So waren 39 Städte und über 1900 Ortschaften zerstört, 40 000 Gebäude verbrannt und weitere 60.000 beschädigt, 135 000 Pferde und über 250 000 Stück Rindvieh verloren – ein Gesamtschaden von mehr als 1,5 Mrd. Reichsmark.

Am 4. März 1915 gründete sich die Münchener Ostpreußenhilfe. Diese Hilfsaktion unterschied sich von anderen dadurch, daß kein Geld in das durch die Ereignisse zerstörte Land geschickt wurde, sondern mit den gesammelten Mitteln Hauseinrichtungen beschafft wurden. Dazu richtete man 1915 im Festsaal des damaligen Münchner Polizeigebäudes – dem heutigen Fischerei- und Jagdmuseum – 27 Musterzimmer ein, die von verschiedenen Architekten entworfen wurden. Über 40 000 Besucher besichtigten die Ausstellung und spendeten Einrichtungsgegenstände oder auch ganze Zimmer nach diesen Mustern, die dann bei Schreinerbetrieben in München und Umgebung gefertigt wurden.

Nach fünfmonatiger Werbe- und Sammeltätigkeit verfügte die Ostpreußenhilfe über etwa 450 000 Reichsmark, mit denen 833 Zimmereinrichtungen finanziert wurden. Daneben wurden 40 Eisenbahnwaggons mit gebrauchter Kleidung sowie gebrauchtes Mobiliar nach Ostpreußen gebracht.

61 derartige Hilfsvereine hatten sich in dieser Zeit zur „Ostpreußenhilfe" zusammengeschlossen und die Patenschaft über einen kriegszerstörten Landkreis oder eine Stadt übernommen. Für größere Spenden gab es den „Patenschaftsteller", der von der Königlich-Preußischen Porzellan-Manufaktur Berlin KPM mit Wappen und Namen des Paten und des Patenschaftsnehmers sowie mit einem Satz aus einem kaiserlichen Telegramm vom 16. Februar 1915 versehen war. In der Ausstellung ist die Abbildung des Tellers der Bayerischen Ostpreußenhilfe für die Kreise Rößel und Fischhausen vom Oktober 1917 zu sehen.

Alte Freunde, Preußen und Bayern

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

10. / 11. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont.
13. bis 15. April: Kulturreferentenseminar in Bad Pyrmont.
5. / 6. Mai: Arbeitstagung der Landesgruppenvorsitzenden in Bad Pyrmont.
8. bis 10. Mai: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
2. bis 9. Juni: 9. Werkwoche in Ostpreußen (Allenstein).
28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt noch gesondert hingewiesen. Änderungen vorbehalten.

Darf's etwas mehr sein?

Wenn Tantchen auf dem Markt einkaufen geht

Von Christel Bethke

Wenn Mutter etwas vom Markt mitgebracht haben wollte, falls sie selbst verhindert war, schickte sie die Kinder mit einem Zettel zu ihrer Schwester, die am anderen Ende der Stadt wohnte, auf dem sie ihre Wünsche notiert hatte. Tantchen erledigte alles aufs beste, niemand kam ihrem Geschmack und Urteil gleich. Sie hätte jeden Geschmacksverstärker beim Schmecken herausgeschmeckt. Warum die Kinder lieber mit der Tante nach Übermemel auf den Markt gingen als mit ihrer Mutter, hätten sie ohne weiteres begründen können. Doch wer kränkt schon gern seine Mutter, die es immer eilig hatte, nicht schmeckte, gleich kaufte ohne zu handeln, sich an keinem Stand länger als notwendig aufhielt, keinen Blick für die Pferde hatte, die aus ihren umgehängten Hafersäcken ihr Futter kauten – und überhaupt war es mit Tantchen viel schöner. Nicht nur wegen des Dittchens, der zum Abschluß beim Eismann umgesetzt wurde. Der hatte unter seinen silbernen Glocken schon drei Sorten im Angebot.

Der Marktgang fing schon bei den Vorbereitungen zu Hause an. Erst den Korb, darein kamen verschiedene leere Schraubdeckelgläser, Packpapier, das Tantchen bei anderen Einkäufen gesammelt hatte. Die Hauptsache war nicht zu vergessen: der Schmecklöffel, dazu ein weißes Tuch, um ihn nach der Benutzung säubern zu können. Dann Aufbruch zur Luisenbrücke, auf deren anderer Seite Übermemel begann mit seinem angestrebten Markt, das Einkaufsparadies der Tilsiter.

Auf der Brücke, jedesmal Halt in der Mitte mit Blick auf den Strom und die Weltgeschichte: das Treffen des Zaren Nikolaus mit Napoleon. Auf einem Floß! „Vor 130 Jahren war das", erläutert das Tantchen und dann natürlich noch die Geschichte der „armen" Königin Luise, nach der die Brücke ihren Namen trug. „Warum arm, Tantchen?" „Weil ihr Mann, der König, ein schwacher Mensch war und seine Frau Luise die Verhandlungen mit dem Kaiser der Franzosen führen mußte. Leider ohne Erfolg", sagte das Tantchen. „Der König, ein schwacher Mensch, Tantchen?" Bißchen wie der Onkel Gustav, Tantchens Mann, der sie schalten und walten ließ zu seinem besten, aber etwas duschackig war, wie jeder wußte. Weil man keine Familiengeheimnisse ausplaudern soll, geht es nun weiter auf den Markt. Hier soll von Tantchen berichtet werden, die fast keinen Stand ausließ, kein Fuhrwerk, von dem herab etwas angeboten wurde, was sie interessieren konnte.

Seitdem sie einmal trotz Schmeckens zu Hause ein ranziges Stück Butter aus dem Rhabarberblatt gewickelt hatte, mußte sie noch mehr als gewöhnlich auf dem Quivive sein. Alles wurde probiert: Schmand, süß und sauer, Butter, sogar von der Glumse ließ sie sich an verschiedenen Ständen auf den nicht zu kleinen Löffel tun. Man betitelte sie mit Madamche und das war sie auch. „Judche, nimm de Händ ausse Kann", pflegte sie einen Händler zu ermahnen, der seine Hände zu tief in das Gefäß mit den Beeren gesteckt hatte, um das Volumen zu vermehren.

Natürlich mußte auch ein Stück Tilsiter gekauft werden, nicht ohne zu probieren. Wie viele Sorten es davon gab! Nicht zu glauben. Wenn die Händlerin fragte: „Darf es ein bißchen mehr sein", erwachte ihr Mißtrauen verstärkt, und sie paßte auf, daß der Zeiger an der Waage auch still stand, bevor das gekaufte Stück von der Waage genommen wurde. Von den elektronischen Waagen heute wäre sie begeistert gewesen, die unbestechlich bis aufs Gramm ausrechnen können. Auch der Speck mußte gekostet werden. Fest mußte der sein und dick sowieso. Gut geräuchert. Auch da Begutachtung an mehreren Ständen, weil auch der Rauch verschieden war.

Als Tantes Tochter noch im Kinderwagen saß, erzählte die Mutter, hätte das Tantchen am Zöllner nicht nur das Baby in seinem Wagen an ihm vorbei geschoben, Kopf hoch und ganz Madame ...

Tantchen war eine fabelhafte Köchin und ging in ihrer Wirtschaft auf. Mit welcher Freude kochte und bewirtete sie. „Hast all gegessen", begrüßte sie den Ankommenden. Selbst wenn der bejahte, sie: „Macht nuscht, ißt nochmal." Daß man noch etwas eingepackt bekam, war selbstverständlich. Die Frage nach der Frauenemanzipation stellte sie sich nie. War das etwa nichts, eine Wirtschaft zu führen mit allem drum und dran?

Als das Leben nach der Flucht neu eingerichtet werden mußte, verlangte sie auf dem ihr fremden Markt immer noch zu schmecken, bevor sie kaufte und der Zeiger an der fremden Waage wurde keinen Moment aus den Augen gelassen, eher verlangte sie nur 400 Gramm, wenn sie 500 wollte, denn es war meistens etwas mehr. Vorgekochte Pansen für ihre berühmte Königsberger Fleck verachtete sie. Die kamen frisch in den großen Topf, zusammen mit viel Suppengrün aufgesetzt. „Bring ne Kann mit", hieß es später, als das Telefon Einzug gehalten hatte. Sie kochte immer reichlich und hätte zu jeder Zeit einen Hungernden sattmachen können. Was heißt einen! Auch zwei oder drei. Egal wohin sie das Leben verschlug, um sie war immer Fülle, selbst in den dürftigsten Zeiten.

Erinnerung an Narmel

Von Kiefernpassionsspinnern und Puppenräubern

Von Anne Bahrs

Als ich auf einer meiner Reisen durch das schöne Ostpreußen vom Memelland aus einen Abstecher nach Kahlberg am Frischen Haff machte und zusammen mit einer Freundin ein Sonnenbad am zweieinhalb Kilometer langen Strand genoß, fiel mir ein, was ein Freund aus Hannover, der Autor und Zoologe Dr. Richard Gerlach, meinem Mann und mir erzählte von seinem Urlaub, den er hier vor dem Zweiten Weltkrieg verlebt hatte.

Schon damals war Kahlberg, das heute Krynica Morska genannt wird, ein gern besuchter Badeort. Dr. Gerlach wohnte im nahen Dorf Narmeln und erlebte dort, daß eine aufgeregte Menschenansammlung die Formation

> Ein kleiner »Räuber« ganz groß

einer Raupenwanderung beobachtete, die Kinder an den Händen hielt und sich von Einheimischen warnen ließ, auf gar keinen Fall barfuß oder nur in Sandalen hier zu laufen, denn die winzigen, borstigen Haare, die diese Raupen verlieren, seien enorm giftig. Man könnte davon Bronchitis bekommen, entzündete Augen und eine Nierenkrankheit, vor allem die Kinder auch hohes Fieber! Das Vieh müßte auf den Weiden bleiben.

Der Zoologe Dr. Gerlach schaltete sich ein, bestätigte die Gefahr und klärte die Leute auf, denn er wußte, daß es sich hier um die Raupen der Kiefernpassionsspinner handelte, jenen Nachtfaltern, die ihre Wirtsbäume im gegenüber liegenden Kiefernwäldchen leer gefressen hatten. Sie waren nun auf der Suche nach weiterer Nahrung oder bereits nach einem geeigneten Plätzchen zum Verpuppen. Möglich sei auch das, denn die Raupen waren schon ungefähr vier Zentimeter lang. „Sie mußten sehr hungrig gewesen sein, daß sie ihre Wanderung am Tage begannen, denn eigentlich sind sie nur nachts unterwegs!" erzählte er. „Diese Raupen spinnen einen Faden und hängen an diesem hintereinander, nebeneinander, und so folgen sie in langer Marschordnung ihrer Anführerin wie wir Menschen bei einer Passion dem Kreuzträger. Die wachsenden Raupen ruhen in ihren Spinnfäden-Klumpennestern tagsüber aus und fressen Kiefernnadeln, bis die Bäume kahl sind. Nachts wandern sie weiter und suchen sich eine neue ‚Speisekammer!'" erzählte der Freund. „In jenem Jahr – es soll 1933 gewesen sein – hatten sich die Passionskiefernspinner (Thaumatopoea) so sehr vermehrt, daß die Kurgäste auch aus Kahlberg flüchteten!"

Noch immer sind diese Nachtfalter gefährliche Feinde unserer Kiefernwälder. Sie kommen allerdings seltsamerweise fast nur nördlich der Elbe vor. Ihre Raupen suchen sich, wenn sie ausgewachsen sind, einen Platz in lockerer, sandiger Erde. Jede Raupe spinnt sich einen Kokon, verwebt auch Raupenhaar und Sand hinein und schläft in diesem Gemach manchmal mehrere Jahre lang. Wann sie die Metamorphose vollzieht, wann der Falter erwacht und in der warmen Frühlingssonne sein Gehäuse sprengt, hängt von der Luftfeuchtigkeit und Temperatur ab. Es kann mehrere Jahre dauern.

Kiefernprozessionsspinner haben einen ausgeprägten Geruchsinn, der Männchen und Weibchen bei Dunkelheit zueinander führt. Die Falter sind 25 bis 33 Millimeter groß. Die befruchtete Kiefernspinnerin baut ihr Gelege in Kegelform zwischen ein Nadelpaar hoch oben im Geäst des Baumes. Es enthält 80 bis 260 Eier und wird mit einer dicken Schleimschicht überzogen, die sich schnell verfestigt und auch im extrem kalten Winter die Eier schützt. Im April schlüpfen die Raupen, und die verlassenen Ke-

> Gefahr die aus 80 bis 260 Eiern schlüpft

gel sieht man auch noch im nächsten Jahr in den Kiefern hängen. Kiefernprozessionsspinner gehören wie Kiefernspanner und Nonnen zu den gefährlichen Feinden unserer Nadelbäume.

Zum Schutz der Kiefern setzt man gern auch Puppenräuber, eine fast drei Zentimeter lange Laufkäferart mit grünem, metallisch schimmerndem Panzer ein. Diese Käfer finden mit ausgeprägtem Geruchsinn vorwiegend die weiblichen Schmetterlinge, wenn sie am Tage sich ausruhend an die Kiefernstämme hängen. Puppenräuber klettern mit ihren langen Beinen auch gewandt und schnell zu den Nestern hoch, verbeißen sich in den Raupen und stürzen mit ihnen zu Boden. Diese aus Amerika stammenden Raubkäfer wissen auch die Puppen zu finden und zu knacken.

Wenn eine Kiefernprozessionsspinnerplage droht und die Raupen massenhaft gesichtet werden, setzt man im Labor gezüchtete Puppenräuber ein. Jeder dieser Käfer kann in wenigen Sommermonaten 400 Raupen vertilgen, ist also bei der Bekämpfung der Kiefernprozessionsspinner wirksamer als chemische Mittel.

Zahlen-Kreuzwort

Das Ausgangswort ist ALLES. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
A	L	E	S									

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

5	2	1	6	7	■	4	1	2	8	6	9	5	9	■	10	■	10	8	5	1	2
8	■	11	■	1	6	8	12	1	5	■	13	■	14	12	8	15	■	13	8	16	■
4	3	4	1	16	■	6	1	7	1	4	1	5	9	■	2	1	16	3	6	15	8
■	15	■	15	1	2	7	■	3	■	1	■	1	4	17	8	6	1	■	5	■	18
8	19	9	8	■	8	■	20	12	1	7	3	6	■	11	■	5	12	8	1	15	3
■	8	■	2	1	5	1	9	■	12	1	4	15	1	15	15	■	5	■	21	■	12
1	4	22	2	■	9	■	6	8	6	6	3	■	23	■	12	3	9	4	■	24	■
						25	1	3	19	■	2	1	11	6	3	■	7	3	19	3	12
						1 A	2 L	2 L	3 E	4 S	■	5	12	3	11	23	■	17	■	6	■
						3	■	14	9	3	4	15	■	12	■	24	8	19	2	9	7
						7	12	9	16	16	■	9	5	8	6	3	■	4	1	7	3
						3	■	2	■	9	7	3	2	■	3	9	6	■	14	■	9
						12	3	13	3	■	3	■	1	16	11	12	■	5	3	4	4
						■	18	■	20	2	9	3	4	3	■	1	6	1	6	1	4
						7	8	2	20	■	23	■	4	9	2	13	■	2	■	21	■
						1	13	9	3	11	■	8	3	13	3	■	20	9	14	3	2
						23	11	4	15	12	8	16	■	3	4	10	3	■	1	■	5
						1	4	15	■	9	■	1	6	6	3	■	4	26	11	1	24

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

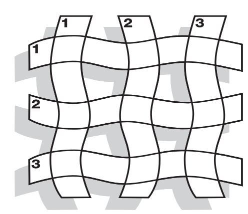
AABI LLNO SS	ALOS		CLNOW	ADES		AFIKL	AFOS	OPSU	ANSS
ALLOY						AOP			
EFHN NO			DFFI SU						
						ASS			

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein wertvoller Edelstein.

1	UEBER		PLAN
2	DRUCK		STUECK
3	MODELL		KOPF
4	FENSTER		HANDLUNG
5	LOB		VEREIN
6	UNTER		BRIEF
7	BUERGER		SCHAFT

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Schieferschreibstift,
2 Baustütze,
3 Abtrünniger

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:
KLANG SALONIKI P POKAL / O U ANORAK D BROT DOM / SESAM NAGASAKI LAMENTO / T TALG E A ASCONA K X / OHIO O FRAGEN U KROATE / O LAKAI RASTATT K V R / ASYL I NONNE Z REIS W / JAEH LAUNE GEHER / ALLES KREUZ C N / E BIEST R WOHLIG / GRIMM IKONE SAGE / E L IGEL N B I / REDE E AMUR KESS / X FLIESE ANANAS / GOLF Z SILD L V / ADIEU OEDE FIBEL / ZUSTROM ESPE A K / ASTI I ANNE SQUAW

Schüttelrätsel:
C K / BALLSAISON / LOYAL OPA / SW DIFFUS / HONNEF ASS

Mittelworträtsel: 1. Stunden, 2. Schrift, 3. Charakter, 4. Rahmen, 5. Gesang, 6. Pfand, 7. Meister – Diamant

Magisch: 1. Griffel, 2. Pfeiler, 3. Renegat

Von MANUEL RUOFF

»Preußen hat Zukunft!« Festveranstaltung in Berlin

Vor 60 Jahren lösten die Alliierten den preußischen Staat offiziell auf

Am 25. Februar 1947 erließ der Alliierte Kontrollrat das berüchtigte Kontrollratsgesetz Nr. 46. Dessen Artikel 1 lautete: ‚Der Staat Preußen, seine Zentralregierung und alle nachgeordneten Behörden werden hiermit aufgelöst.‘

Um diesen Willkürakt der Siegermächte eine gewisse Scheinlegitimation zu geben, wurde dem Dekret – es handelte sich um ein Dekret, nicht um ein Gesetz – die dreiste Geschichtsklitterung vorangestellt, daß Preußen von jeher Träger des Militarismus und der Reaktion gewesen sei.

Auf den Tag genau heute vor 60 Jahren geschah das hier in Berlin.“

Mit diesen einleitenden Worten hatte der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, den Anlaß umrissen, aus welchem die LO für den 25. Februar 2007 nach Berlin zu einem Festakt geladen hatte, um dann fortzufahren:

„Die Landsmannschaft Ostpreußen hat sich immer neben ihren politischen, sozialen und kulturellen Aufgaben als Geschädigten-Verband auch als nationales Gewissen unseres Vaterlandes verstanden. In ähnlichen Veranstaltungen wie der heutigen haben wir vor sechs Jahren auf dem 300. Jahrestag der Krönung des ersten preußischen Königs und vor drei Jahren an den 200. Todestag Kants erinnert. Heute geht es uns aus genanntem Anlaß um die Bewußtmachung des preußischen Anteils an der deutschen Geschichte und um die Feststellung, daß die erfolgreiche Bewältigung der Zukunft unseres Gemeinwesens ohne Preußen – Preußen im weitesten Sinne – nicht gelingen wird.

Preußen als europäische Vormacht ist Geschichte. Preußen als Teil des deutschen Föderalismus zum Beispiel als Bundesland Brandenburg-Preußen, ist das undenkbar? Geschichte ist nach vorne immer offen.

Verehrte Damen, meine Herren, ich begrüße Sie namens des Bundesvorstandes der LO zu unserer Veranstaltung ‚Preußen hat Zukunft‘. Sie alle sind uns herzlich willkommen. Wir freuen uns, daß unsere Einladung beachtlich Zuspruch fand, was wir allerdings auch erwartet hatten.“

Rund 400 Gäste faßte der Festsaal. Der Reigen reichte vom Präsidenten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Reinhard Führer, über den Bundesvorsitzende der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung von CDU und CSU, Helmut Sauer, bis zum ehemaligen Präsidenten des Landtages von Brandenburg Herbert Knoblich.

Gerne hätte die Landsmannschaft als Gastgeber wie weiland bei der Veranstaltung zum 200. Todestag des Königsberger Philosophen Immanuel Kant den Französischen Dom als Veranstaltungsort gewählt, doch es sollte nicht sein. Es lag bereits eine Einladung des Hausherren vor, doch wurde diese später mit der Begründung zurückgenommen, daß die Landeskirche die Verbindung zwischen Preußen und dem Dom nicht wolle. Unterzeichnet war die Absage vom ehemaligen Chefredakteur der Wochenzeitung „Die Zeit“ Robert Leicht. Dabei verdankt der Französische Dom seine Existenz preußischer Toleranz. So fand die Veranstaltung im Hotel Hilton statt.

Nach der Begrüßung durch den Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, stellte Prof. Dr. Wolfgang Stribrny dem alliierten Zerrbild Preußens die Wirklichkeit gegenüber, zu der auch die einmalige für Preußen so typische und wichtige Staatsidee gehört.

Danach ging es weiter mit dem zweiten Festvortrag von Prof. Dr. Harald Seubert, der sich mit seinem Referat „Rationalität – Toleranz – Maß: Preußens geistiges Erbe“ der Frage nach der Geschichte, Gegenwart und Zukunft Preußens von einer eher philosophischen Seite näherte und die Bedeutung Preußens für die Philosophie herausstellte.

Nach diesen beiden interessanten Festvorträgen fand Wilhelm v. Gottberg große Zustimmung, als er ankündigte, daß die Landsmannschaft zukünftig häufiger derartige Veranstaltungen durchführen wolle.

In seinem abschließenden Rückblick auf die Veranstaltung machte der Sprecher noch einmal sehr deutlich, welche Bedeutung Preußen für die gesamte deutsche Nation hat, und wie wichtig es ist, ungeachtet aller Tabus hieran immer wieder zu erinnern:

„Heute wurde sehr ausführlich die eine Wurzel der deutschen Identität beleuchtet. Es ist die nordostdeutsche, preußisch-protestantische Wurzel. Daneben steht die süddeutsch-rheinische katholische Wurzel. Die Deutschen haben allen Grund, auf die preußische Geschichte stolz zu sein. Leider wird und wurde die preußische Geschichte nach dem Kriege bis heute in weiten Teilen tabuisiert. Das Aufbrechen von Tabus ist auch ein Ziel von Veranstaltungen der Landsmannschaft Ostpreußen wie der heutigen.

Es ist nicht bekannt, daß die Auslöschung Preußens ein Kriegsziel der Westalliierten war. So äußerte Präsident Roosevelt am 17. September 1943 vor dem amerikanischen Repräsentantenhaus: ‚Wenn Hitler und die Nazis verschwinden, muß sogleich die kriegslüsterne preußische Bande in Deutschland ausgerottet werden.‘

Anders als nach dem Ersten Weltkrieg als die Sieger dem Unterlegenen Gegner zwar größere Demütigungen, unbezahlbare Reparationen und territoriale Verluste zumuteten, sollte nach dem Zweiten Weltkrieg ein wiedererstarkten Mitteleuropas gänzlich verhindert werden. Und dazu gehörte, daß man Preußen im Nachhinein verteufelte. Man versprach sich davon eine Zerstörung der für alle Deutschen aus der preußischen Entwicklung gewonnenen Traditionen. Diese Zielsetzung hat sich erfüllt.

Es wird in Deutschland wieder besser werden, wenn wir an die preußische Tradition anknüpfen und preußische Werte ihren vormaligen Stellenwert wiederbekommen. Wir müssen zurück zu unseren Wurzeln. Im Schwimmen gegen den Strom kommen wir zur Quelle.“

Die beiden Festvorträge von Prof. Dr. Wolfgang Stribrny und Prof. Dr. Harald Seubert sind in Auszügen auf den beiden folgenden Seiten abgedruckt. Die vollständigen Fassungen sollen als Broschüre erscheinen und können zur gegebenen Zeit bei der Landsmannschaft Ostpreußen bestellt werden.



Wilhelm v. Gottberg übernahm als Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen die Rolle des Gastgebers. Foto: Sven Lamberts

Das Verbot



Dramatische Zeitpunkte für Preußen: Der Kaiser (hinten links) verläßt 1918 Berlin. Foto: Ullstein

Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, hat in Wirklichkeit zu bestehen aufgehört. Geleitet von dem Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit der Völker und erfüllt von dem Wunsche, die weitere Wiederherstellung des politischen Lebens in Deutschland auf demokratischer Grundlage zu sichern, erläßt der Kontrollrat das folgende Gesetz:

Artikel I. Der Staat Preußen, seine Zentralregierung und alle nachgeordneten Behörden werden hiermit aufgelöst.

Artikel II. Die Gebiete, die ein Teil des Staates Preußen waren und die gegenwärtig der Oberhoheit des Kontrollrats unterstehen, sollen die Rechtsstellung von Ländern erhalten oder Ländern einverleibt werden. Die Bestimmungen dieses Artikels unterliegen jeder Abänderung und anderen Anordnung, welche die Alliierte Kontrollbehörde verfügen oder die zukünftige Verfassung festsetzen sollte.

Artikel III. Staats- und Verwaltungsfunktionen sowie Vermögen und Verbindlichkeiten des früheren Staates Preußen sollen auf die beteiligten Länder übertragen werden, vorbehaltlich etwaiger Abkommen, die sich als notwendig herausstellen sollten und von der Alliierten Kontrollbehörde getroffen werden.

Artikel IV. Dieses Gesetz tritt mit dem Tag seiner Unterzeichnung in Kraft.“



Erzwungene Flucht aus Ostpreußen: 1945 – Warten auf den letzten Zug. Foto: Archiv

Rationalität – Toleranz – Maß

Auszug aus dem Festvortrag von Prof. Dr. Harald Seubert über Preußens geistiges Erbe

Von Wilhelm von Humboldt, dem bedeutendsten Kultusminister, eigentlich: Direktor der Sektion Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern, und großen Staatsdenker Preußens stammt das Wort: „Preußen ist mit keinem anderen Staat vergleichbar; es ist größer und will nicht bloß, sondern muß größer sein, als sein natürliches Gewicht mit sich bringt; und es muß also zu diesem natürlichen Gewicht etwas hinzukommen“.

Preußen ist, wie man weiß und aus dieser und ähnlichen Aussagen entnehmen kann, weniger ein Staat denn eine Idee.

Schier unglaublich ist die Leistung der staatlichen Genese Preußens zwischen dem großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, und Friedrich dem Großen. Man denkt an das bekannte Wort: Dort, wo Friedrich den neuzeitlichen Staat etablierte, war 150 Jahre zuvor nur märkischer Sand gewesen; im Hintergrund aber der deutsche Orden seit Hermann von Salza, in seiner das abendländische Europa prägenden Kraft.

Die Bedeutung der Herrscherpersönlichkeiten scheint unabdingbar, wenn man den Aufstieg Preußens in so kurzer Zeit und unter, im europäischen Vergleich, derart einzigartigen Bedingungen erklären will. Der Große Kurfürst legte den Grund staatlicher Einheit, aus einem zerstreuten, durch den dreißigjährigen Krieg ausgebluteten Territorium. Der Aufbau modernen Beamtentums, des stehenden Heeres, ist ihm zu danken, Friedrich Wilhelm I. legte durch eiserne Strenge und Sparsamkeit den Grund für Preußens Aufstieg zum Faktor im Konzert der großen Mächte. Fontane münzte auf ihn, daß er das Fundament einer neuen Zeit geschaffen habe. Gerechtigkeit sei sein „rocher de bronze“ gewesen. Friedrich der Große hat es aus der Rückschau in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburgs“ meisterhaft gesagt: Friedrich I, habe ein preußisches Athen, Friedrich Wilhelm I. hingegen ein preußisches Sparta geschaffen. Sein eigenes Verdienst mußte es daher sein, zwischen beiden die Balance herzustellen.

Auch Madame de Stael entging in ihrem für Jahrzehnte wo nicht Jahrhunderte den französischen Blick nach Deutschland prägenden Buch „De l' Allemagne“ (1810) der Doppelcharakter und die Janusköpfigkeit Preußens nicht, Militärstaat war es und Kultur- und Rechtsstaat. Doch das eigentlich bleibende an Preußens Erbe besteht eben darin, daß das eine mit dem anderen balanciert und verbunden werden konnte. Wie sollte dies keine wichtige Lektion für eine Zukunft sein, in der es in einer zunehmend erschütterten, allenthalben bedrohten Weltlage darum geht, diese beiden Pole rechsstaatlich verbürgter Freiheit und Sicherheit, wenngleich unter veränderten Randbedingungen, erneut in eine tragfähige Balance zu bringen: Sicherheit und Freiheit zu verbinden, in klassischen Topoi der politischen Philosophie gesagt, die Balance zwischen Hobbescher Einsicht in den Krieg aller gegen alle und Locke'schem freiheitlich liberalen Verfassungsstaat zuwege zu bringen. Eben hier erweist sich Preußen als tragfähig. Der Cambridge-Historiker Christopher Clark, der jüngst ein magistrales, mehr als 900 Seiten umfassendes Werk über Preußen vorgelegt hat, verweist auf Preußen angesichts der Aushöhlung offener Gesellschaften, vor allem aber auch angesichts des Neoliberalismus in England und Amerika, der Schrumpfung bürgerlicher Sicherheit und ihrer Institutionen und der Erosion von Verwaltung und Bildung. Sein Werk ist wie eine glanzvolle Bestätigung des Themas dieser Matinee: Preußen hat Zukunft!



Prof. Dr. Harald Seubert: Große Formkraft der Idee Preußen

Wahr ist es auch, daß die 200 Jahre preußischer Geschichte vom Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm II. große und tiefreichende historische Veränderungen und Verschiebungen zu verzeichnen haben. Und schon Hans Joachim Schoeps, der große jüdische Konservative, der wie nur wenige unmittelbar nach 1945 für die „Ehre Preußens“ eintrat, hat immer wieder darauf hingewiesen, daß sich danach sehr unterschiedliche Preußenbilder ausformten. Nichtsdestoweniger kommt es darauf an, die verbindenden Wesenszüge und Strukturzusammenhänge zu erkennen, die Preußen zu einem „ktema eis aei“, einem Besitz für immer, machen. Preußens Geschichte kennt die tiefe Krise, es kennt die Schwächeperioden nach der Regierungszeit Friedrichs des Großen, die Katastrophe der Niederlage und Besatzung, aus der die faszinierende Kräftebündelung der Reformepoche hervorgeht:

I. Preußens Idee: Rationalität und Humanität

Die Frage nach dem ktema eis aei führt unabweislich zur „Idee Preußens“. Diese Idee bewies ihre große Formkraft. Von Friedrich I., dem Sohn des Großen Kurfürsten, stammt nicht ohne Grund die Beschwörung des Grundsatzes „suum cuique“: Es gehört im Sinn dieses Wortes allerdings zu der Weisheit Preußens, daß aus dem einzelnen zwar alles herausgeholt wird, dessen er nur fähig ist, daß er in den Dienst genommen wird, dabei aber sich selbst nicht verleugnen muß. (...)

Literatur und Philosophie des 18. Jahrhunderts haben in Preußen ihr Zentrum: für Kant ist das Zeitalter der Aufklärung eins mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen. Doch, was nicht weniger faszinierend ist und den Satz, wonach jeder nach seiner Facon selig werden solle, glänzend bestätigt: Preußen blieb das Zentrum unterschiedlicher geistesgeschichtlicher Strömungen, von Pietismus und Frühaufklärung über den Klassizismus bis hin zur Romantik. (...)

II. Toleranz und Staatsraison

Preußische Grundlektion ist es, daß der Staat der Idee bedarf. Nicht das geringste Erbe Friedrichs des Großen, des Philosophen von Sanssouci, liegt eben in der tief verwurzelten Toleranzidee, die er in der Fülle seiner staatstheoretischen Schriften entfaltete. Indifferentismus gegenüber der Religion des Volkes kann Friedrich nicht einfach unterstellt werden. Sein eigentliches Motiv ist ein tiefer Blick für die einander verwandten Moralen der Weltreligionen, wie er ähnlich eindrucksvoll in Lessings „Ringparabel“ entgegentritt. Dieser Konvergenz gegenüber wiegen dogmatische Kontroversen wenig, schon gar im öffentlichen, staatlichen Gebrauch. Denn, wie Friedrich der Große in dem Fürstenspiegel für den Herzog Karl Eugen von Württemberg 1744 schrieb: „die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. Auf diesem Felde sind wir alle blind, durch unterschiedliches Wähnen in die Irre geraten“. Friedrich hatte aber erkannt, daß der Religionsfriede unerläßlich ist für die Beförderung allgemeiner Wohlfahrt. Glaubenseifer droht zu zerstören, bis hin zu Destruktion und Entvölkerung, wofür der dreißigjährige Krieg drastischen Anschauungsunterricht geboten hatte. Moses Mendelssohn konnte deshalb mit Emphase bemerken, und dies, obgleich er seine persönlichen Schwierigkeiten mit dem preußischen Regiment und seine Reserven hatte, daß er sich glükklich schätze, „in einem Staate zu leben, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht, daß sich seine Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt“. (...)

III. Preußischer Geist: größte mögliche Diversität in Einheit (Leibniz)

Im Blick auf die geistes- und kulturgeschichtliche Bedeutung Preußens ist eines signifikant: auf weite und besonders glanzvolle Strecken ist es kaum möglich, zwischen dem deutschen Geist und seiner Überlieferung und preußischem Geist zu unterscheiden. Die Versöhnung und Verbindung des Individuellen und des Allgemeinen spielt in den großen Gedankensystemen von Kant, Fichte, Hegel, Schelling oder Schleiermacher eine entscheidende Rolle, in einem Denken, das Idee und Wirklichkeit, aber auch Subjektivität und die Welt des Nicht-Ich miteinander zu versöhnen suchte, und dabei nicht nur auf die Sphären des absoluten Geistes, auf Kunst und insbesondere auf Religion Bezug nahm, sondern immer auch und essentiell auf die Institutionen, insbesondere den Staat. Man kann sagen, daß preußische Rechtswirklichkeiten dem Begriff ein Vorbild gaben. (...)

IV. Die Humboldtsche Universität

Die Zeit des Reformwerks 1806/07 gründete Preußen gleichsam neu: Scharnhorsts Heeresreform, das Avancement von Bürgerlichen zu Offiziersstellen unter Boyen machen diese Signatur ebenso aus, wie die Errichtung der Universität unter den Linden im Jahr 1809. Nach den Worten des Königs sollte der Staat „durch geistige Kräfte ersetzen“, was er an materiellen verloren hatte. Diese Kompensation aus der Not heraus führt eigentlich erst zu dem vollständigen Bild Preußens: Hegel hat darin in Umrissen den Weg vom Untertan zum Staatsbürger gesehen, mehr noch: vom Befehlsmechanismus, zu einem inneren Zusammenhang von Gesinnungen bis hin zu dem, gewiß nur in Annäherungen erreichbaren, Ideal einer Synthese von Geist und Macht. Vorbereitet war diese Blüte durch die Gründung der Halleschen Universität 1694, die in ihrer Amalgamierung von Pietismus und Aufklärung die bedeutendste Alma mater Deutschlands werden sollte, durch die Akademie der Künste 1696 und die Akademie der Wissenschaften 1700, die auf Leibniz zurückgeht. (...)

V. Gedenken, Gegenwart, Zukunft

Es liegt eine Asymmetrie darin, ja ein unseliger Selbstwiderspruch daß heute immer wieder die Aufklärung als (wie man sagt: letztes) Fundament der modernen Welt beschworen wird, wohingegen von Preußen nicht die Rede sein soll. Wie soll das gehen? Der Rationalstaat Preußen ist indessen Verkörperung bester Traditionen der Aufklärung. (...)

Lassen Sie mich schließen mit einer bewegenden Aussage aus dem Testament von Friedrich dem Großen, die den Kern preußischen Geistes vor Augen führt – und die damit ein Erbe Preußens formuliert, nicht nur für unsere Tage, sondern weit darüber hinaus: „Unser Leben ist ein schneller Lauf vom Augenblick unserer Geburt bis zu dem unseres Todes. Während dieser kurzen Spanne ist der Mensch dazu bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft zu arbeiten, deren Glied er ist“.




Knapp 400 Personen waren der Einladung der Landsmannschaft Ostpreußen zum Festakt gefolgt. Fotos (3): Lamberts



Ein Duett sorgte für eine angemessene musikalische Umrahmung.

Kann man Preußen verbieten?

Auszug aus dem Festvortrag von Prof. Dr. Wolfgang Stribrny über das Zerrbild von Preußen der Sieger von 1918

Preußen wurde wegen seiner Staatsidee verboten. Das ist einmalig in der Weltgeschichte und ist des Nachdenkens wert. Wie kommen die Sieger über die Hitler-Republik dazu, Preußen als Träger des Militarismus und der Reaktion zu schmähen? Wieso gefährdet Preußen für sie den Frieden und die Sicherheit der Völker und steht in Deutschland der Demokratie im Wege?

Preußen hatte am Vorabend der Königskrönung in Königsberg am 18. Januar 1701 mit der Devise „Jedem das Seine – suum cuique" begonnen. Diese Devise des Schwarzen Adler Ordens wird in den Statuten des Ordens mit „Gerechtigkeit gegen jedermann" übersetzt. Preußen beginnt seinen Weg als Staat der Gerechtigkeit, als Rechtsstaat. Es ruht auf der Verbindung von Christentum und Aufklärung. Woher kommt nun die Formel „von jeher Träger des Militarismus und der Reaktion"?

Diese Formel entstammt der außerordentlich wirksamen alliierten, insbesondere der britischen Kriegspropaganda des Ersten Weltkrieges. Die deutsche Seite hatte dem damals wenig entgegenzusetzen. Sie vertraute eher auf Beweise anstatt aggressive Thesen aggressiv zu widerlegen. Von Lügen wollte man auf deutscher Seite nicht viel wissen. Diese skrupellosen Lügen hatten alle Häupter der Siegermächte von 1945 als junge Leute geglaubt und in sich eingesogen. Von den in Potsdam im Sommer 1945 Versammelten weiß man, daß ausgerechnet Churchill in Preußen den Ursprung allen Übels sah. Die Militärgouverneure hatten alle am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Die Formulierung als solche stammt aus der „Mantelnote" zu den Friedensbedingungen der Alliierten, die der deutschen Delegation in Versailles am 16. Juni 1919 überreicht wurde. Es war sozusagen der Mantel, in den die demütigenden und rachsüchtigen, die unerträglichen und unerfüllbaren Bedingungen des Diktatfriedens eingewickelt waren. Preußen wurde hier als „Träger des Militarismus und der Reaktion" geschmäht, von dem aus bedrohliche Angriffskriege ihren Ausgang nahmen. Wie Preußen einst angeblich Angriffskriege geführt habe, so Deutschland 1914".

Der Erste Weltkrieg ist die Weltrevolution. Auf 1914 folgte der 30jährige Krieg des 20. Jahrhunderts bis 1945 und von 1945 bis 1990 45 Jahre Kalter Krieg. 1914 ist die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts – schuld ist in den Augen der Sieger beider Weltkriege im letzten Grunde Preußen.

Man könnte nun mit der bekannten Statistik beweisen, daß Preußen weit weniger Kriege geführt hat als alle anderen Großmächte. Militarismus und rückschrittliches Denken gibt es auch anderswo. – Ich schlage vor, wir versuchen dem von den Siegern von 1918 bekämpften Zerrbild von Preußen, den kritisch geprüften preußischen Staatsgedanken entgegenzusetzen.


Prof. Dr. Wolfgang Stribrny: Preußen war Vorreiter beim allgemeinen Wahlrecht.

In sieben Schritten will ich das tun.

1) Preußen begann 1701 seinen Weg als Staat der Gerechtigkeit gegen jedermann. (...) Preußen hat die Verwaltungsgerichtsbarkeit erfunden. Die Entscheidungen des Staates und seiner Bürokratie unterliegen der rechtsstaatlichen Kontrolle. (...) Am Anfang seiner Regierung hat Friedrich die Folter abgeschafft. Überall wurde gefoltert. Preußen war der erste Staat der Welt, der die Tortur beseitigte. (...) Am Ende seines Lebens hat Friedrich das Allgemeine Landrecht festgelegt (trat 1794 unter Friedrich Wilhelm II. in Kraft). Der König heißt hier „Oberhaupt des Staates" und wird in die Ordnung eingebunden. Das Allgemeine Landrecht stellt eine Art Verfassung dar. Preußen war – zumindest auf dem europäischen Kontinent – der erste Rechtsstaat von dem wir wissen. Willkürliche Verhaftungen – wie in Frankreich – waren undenkbar.

2) Preußen war der erste große Flächenstaat der Welt, in dem die allgemeine Schulpflicht bestand.

3) Das bekannteste Wort Friedrichs des Großen bezieht sich auf die Glaubensfreiheit: „Die Religionen müssen alle Toleriret werden und Mus der Fiscal (Staat) das auge darauf haben, dass keine der andern abruch thue; den hier mus ein Jeder nach Seiner faßon Selich werden". Damit ist nicht die faule und feige Haltung von heute gemeint: macht, was ihr wollt, mir ist alles egal (laisser faire, laisser aller). Anlaß war die Frage, ob nach dem Elternwillen gegründete katholische Bekenntnisschulen für Soldatenkinder in Potsdam und Berlin weiter bestehen sollten unter dem jungen König Friedrich. Ein jeder nach seiner Facon heißt zum Beispiel: Wenn die Eltern evangelische Schulen wollen, werden sie zugelassen und finanziert. In allen deutschen Ländern gab und gibt es nach 1945 Konflikte um solche Bekenntnisschulen. – Preußen war das erste Land der Weltgeschichte, in dem Glaubensfreiheit galt. (...)

4) Preußen war ein übernationaler Staat, nicht nur das alte Österreich. (...) Mit der preußischen Staatsidee hat der Nationalismus nichts zu tun. Er ist ihm fremd.

5) Auch Verächter Preußens erkennen die Reform vor 200 Jahren nach 1806/07 an. Von den Stein-Hardenbergischen Reformen, die im europäischen Rahmen lagen, will ich nur eine erwähnen, die in die Zukunft wies: die moderne Universität in der Einheit von Forschung und Lehre. (...)

Es entstand die Berliner Friedrich Wilhelms-Universität, von der SED in Humboldt-Universität umbenannt. Warum denkt niemand daran, ihr den Namen wiederzugeben, mit dem sie in der ganzen Welt Maßstäbe setzte? Alle bedeutenden Universitäten arbeiten nach diesem Modell. Während bei uns die Universitäten zu Ausbildungsstätten werden, in denen fleißig gelernt und geprüft wird, so fleißig, daß kaum Muße zur Forschung bleibt.

Das von Preußen geprägte Kaiserreich von 1871 war die erste Großmacht der Welt, in der 6) das demokratische Wahlrecht galt: allgemein, frei, gleich und geheim. Warum steht es in keinem Schulbuch, daß Deutschland das schon 1867/1871 erreichte, Frankreich 1875, Großbritannien 1918 und die USA erst – man bedenke die Südstaaten mit den unterprivilegierten Schwarzen – erst in den 1960er Jahren?

7) In der Kaiserlichen Botschaft an den Reichstag von 1881 forderte Wilhelm I. aus christlicher Verantwortung und preußischer Tradition eine Sozialgesetzgebung. Deutschland wurde zum ersten Sozialstaat der Welt. Nicht erst durch die Niederlagen 1918 und 1945 kommt es in der Mitte Europas zu einer freiheitlich-rechtsstaatlichen Entwicklung. Wesentlich dank Preußen hat Deutschland seinen eigenen Weg zur Demokratie. Die Verwestlichung (oder Westernisation) hat nur einen Teil des Fundaments gelegt, auf dem wir heute stehen.

Preußen sollte als deutsches Bundesland wieder erstehen. Selbst der Kontrollrat hätte nichts dagegen. Es sollte Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Restschlesien und Görlitz und Vorpommern umfassen. Artikel 29 des Grundgesetzes spricht von der Neuordnung der Länder. Ein solches Land wie Preußen wäre nach Größe und Leistungsfähigkeit, die das Grundgesetz fordert, den funktionierenden westdeutschen Bundesländern vergleichbar. Die erwähnten Länder, von der Sowjetischen Militäradministration unter Stalin etabliert, gehören nach landsmannschaftlicher Verbundenheit, geschichtlichen und kulturellen Zusammenhängen, wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit und den Erfordernissen der Raumordnung und der Landesplanung zusammen. All das fordert das Grundgesetz und verlangt eine Bestätigung der Neuordnung durch Volksentscheid. Ein halbes Hundert Minister, hunderte von Abgeordneten und noch mehr Ministerialbeamte fürchten für ihre Privilegien. Die Öffentlichkeit ist auf eine solche Neugliederung nicht genügend vorbereitet. Ein neuer Name „Preußen" – und ein anderer kommt nicht in Frage – wird Widerspruch hervorrufen. Er muß erklärt und propagiert werden. (...)

Kann man Preußen verbieten?

Der preußische Staatsgedanke ist unverzichtbar. Er ist ein Fundament unseres freiheitlichen Rechtsstaates, unserer Demokratie. Wenn das Nachdenken über unsere Geschichte und politische Kultur ein Zentrum in einem neuen Land Preußen findet, wird das unser historisch-politisches Denken beleben. Wir werden ein Volk sein wie alle anderen auch, das ja sagt zu den Höhen und Tiefen seiner Geschichte. Preußen läßt sich nicht verbieten. Wir können auf Preußen nicht verzichten. Preußen lebt. Preußen hat Zukunft. Es lebe Preußen!


Sprecher Wilhelm v. Gottberg mit den Referenten


Gespannt folgte das Auditorium dem Festvortrag von Prof. Dr. Wolfgang Stribrny.

Fotos (3): Lamberts

Nur Anpassungs-Typen sind gefragt

Betr.: „Unterm Strich bleibt nichts“ (Nr. 6)

Als Wahlvolk hat man es sehr schwer!

Fast alle Politiker und durchweg alle Parteien sind es nicht wert, auf Staatskosten gemästet zu werden! Und dann ist ab und zu einer mal dabei, mit dem könnte man sich anfreunden. So zum Beispiel der Finanz-Professor (Paul Kirchhof), den die Merkel hat fallen lassen.

Und jetzt den Merz – der hat Hirn und zeigt wenigstens manchmal deutsche Haltung! Nicht nur Europa-Quatsch und Nahost (alles was uns in Wirklichkeit nichts angeht). Dieser Mann wird vergrault und bekommt nicht die Stellung, die ihm gebührt. Anpassungs-Typen sind gefragt.

Gott schütze unser Land und das deutsche Volk und gib uns eine Partei (Regierung), die wir wählen können. **Helmut Grunwald, Vallendar**

Gestakt, nicht gerudert!

Betr.: „Ein Bild voll tiefer Bedeutung“ (Nr. 5)

Gerade weil es ein bedeutendes Bild ist zum letzten Absatz: Natürlich wird der Kronprinz nicht über den See gerudert, sondern gestakt, vergleiche Preußisches Wörterbuch: ein Boot mit einer langen Stange vom Grund abstoßen und dadurch vorwärtsbewegen!

Dr. Friedrichkarl Janert, Wiesbaden

Nicht einladen!

Betr.: „Freie Bahn“ (Nr. 7)

Das RAF-Mordgesindel kommt frei. Brutal haben sie Menschen dahingemordet. Von Einsicht zu ihren Verbrechen oder Reue und Mitgefühl den Opfern gegenüber war bisher nichts zu spüren. Schon allein, wer von denen letztendlich den feigen Mord an den einzelnen Personen begangen hat, ist bis heute von den Beteiligten nicht gesagt worden, warum sollen sie also vorzeitig entlassen werden?

Sie haben sich doch gar nicht gebessert, sie sind nur alt und träge geworden und wahrscheinlich deshalb keine Gefahr mehr. Nur ihr Ungeist wird weitergetragen.

Schlimm fände ich es, wenn sie als Plattform für ihre begangenen Verbrechen die Talkrunden bekommen würden, damit sie ihre widerwärtigen Ansichten weiter verbreiten können.

Damit können alle Personen, die nach und nach noch freikommen sollen, von einer Talkrunde zur anderen gereicht werden. Das wird wohl die Sensationslust mancher Zuschauer anstacheln, aber nicht befriedigen. Das würde ich gegenüber den Angehörigen der Opfer als widerlich und unverschämt empfinden. **Jürgen Schultz, Soest**



Einst mit Herzblut dabei: Friedrich Merz hatte in seinen besten Zeiten viele Anhänger, die an ihn geglaubt haben. Foto: ddp

Ab in die Türkei

Betr.: „Wie wäre es mal mit der Wahrheit?“ (Nr. 5)

Kurnaz! Ich kann den Namen nicht mehr hören! Warum beglücken wir die Türkei nicht mit ihrem Staatsbürger mit Afghanistan-Erfahrung? Wir brauchen ihn nicht. Unsere Politiker haben Wichtigeres zu tun, als sich um diesen Türken zu streiten. Wenn das erledigt ist, dann bitte mit ihm als Postpaket mit grüner Schleife ab in die Türkei, deren Staatsbürger er ist.

Max Dancke, Freising

Zu wenig

Betr.: „Ein bißchen Kalter Krieg“ (Nr. 4)

Auch wir sind keineswegs begeistert, wissen aber auch, daß auch die USA mit Waffen viel Geld verdienen und sich um ihre Verwendung wenig Sorgen machen. Hauptsache: Der Dollar rollt. Es mag ja nur ein bißchen Kalter Krieg sein, wenn Rußland den Iran aufrüsten hilft, aber es macht uns doch deutlich, daß wir viel zu wenig für unsere Verteidigung und Sicherheit tun. **Ingeborg Schirmer, Berlin**

Merz als Marsch ins Abseits

Betr.: „Unterm Strich bleibt nichts“ (Nr. 6)

Der Rückzug von Friedrich Merz aus der CDU ist ein Meilenstein unter vielen, die eine Partei auf dem Marsch ins Abseits begrenzen.

Wir waren mit vier Familienmitgliedern in der Union; wir sind längst ausgetreten. Und da wir als Konservative Freunde und Bekannte haben, die wie wir denken, wissen wir, daß es bei ihnen nicht anders ist. Die CDU hat mutwillig ihr konservatives Fundament verlassen und muß nun sehen, woher und aus welchen Richtungen und Motiven sie ihre Wähler bekommt, die als echte Wechselwähler immer gerade die Partei wählen, der es gelungen ist, sie vorübergehend zu beeindrucken.

Mich hat die Feigheit der Union im Umgang mit einer deutschen Leitkultur entsetzt.

Und so wird auch Merz seine Gründe haben, um von einem lahmenden Gaul aus dem Sattel zu steigen. **Helen Küpper, Köln**

Bestimmt von einer beispielhaften demokratischen Grundhaltung

Betr.: „Unterm Strich bleibt nichts“ (Nr. 6)

In dem Wust von Meldungen über Klimaveränderung, Tierseuchen, erneuerbare Energie, Gesundheits- und andere Reformen ist diese Nachricht nur ein kleines aufzuckendes Licht, in dem ganzen Dunst der politischen Vernebelungen nur ein Wimpernschlag.

Wer ist Friedrich Merz? Richtig, das war der Mann mit der Steuererklärung auf einem Bierdeckel. Das klang sehr witzig, war es auch. Aber bei genauem Hinsehen entpuppte sich diese Idee als eine der revolutionärsten unserer Republik. Die Finanzhoheit sollte wieder in die Hände des Souveräns, dem Volk, zurückgegeben werden. An und für sich ist das eine der Grundregeln einer Demokratie. Das Parlament, die Vertretung der Nation, die Legislative, eine Institution, die die Exekutive überwachen sollte, auch in ihrem Finanzgebaren. Merz wollte, daß der Bürger wieder den Durchblick durch den Finanzdschungel dieses Staates gewinnen sollte. Merz war in den Reihen der CDU ein Vollblut. Sein Engagement war bestimmt von einer beispielhaften demokratischen Grundhaltung. Seine politischen Vorstellungen entsprechen einem christlich-ethischem Wertekanon. Er war es nicht, der das miserabelste Ergebnis der CDU in der letzten Bundestagswahl zu verantworten hatte. Dennoch wurde er aus den von ihm herausragend getragenen Positionen verdrängt.

Friedrich Merz hat seine Konsequenzen gezogen. Erst heute? Hatte er bis dahin gehofft, daß es Parteifreunde gäbe, die ihre politische, von der realen Macht abhängige Karriere aufs Spiel setzten? Er stand einer Gruppe von anhängigen Entscheidungsträgern gegenüber, die sich seinen evolutionären Ideen verschließen mußten. Ihm war damit der Boden entzogen, seine Kenntnisse, seine Fähigkeiten und seinen Intellekt einbringen zu können.

Mit dem Abgang von Merz amputiert sich die CDU soweit, daß sie sich bald nur noch auf einem Bein oder besser der Krücke ihrer Vorsitzenden bewegen kann.

Herbert Gassen, Bruchköbel

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **9578**

Nicht Subvention, sondern natürliche Nachfrage

Betr.: „Garantiert gute Geschäfte“ (Nr. 3)

Ethisch-ökologische Investmentfonds haben es sich zum Ziel gesetzt, nichtgiftige Energiequellen zu fördern und darin zu investieren. Sonne, Wind, Biomasse etc. sind höchst effiziente, saubere und erneuerbare Energien, die weder Menschen noch der Schöpfung schaden. Und dies ist ethisch genug. Darüber hinaus sind in diesen Fonds Kriterien festgesetzt, in welche Sektoren nicht investiert werden darf, wie Rüstung, Pornografie, Kinderarbeit, Unternehmen, die Arbeitnehmerinnen nachweislich ausbeuten und arbeitsrechtliche Mindeststandards nicht einhalten, was bei den meisten klassischen Fonds überhaupt keine Rolle spielt. Wenn das nicht ethisch ist, was ist es dann überhaupt?

Der allergrößte Trugschluß ist, zu glauben, ethisch-ökologische Fonds würden florieren, weil sie gefördert werden. Sie florieren, weil es immer mehr Menschen gibt, die auf ethisch-ökologische Investitionen Wert legen – zu denen auch ich gehöre. Diese Fonds sind denselben Börsenmechanismen unterworfen wie alle anderen und haben ebenfalls 2001 verloren, doch längst nicht so hoch wie die zahllosen Falschversprecher-Fonds. Wenn Sie einen ökologischen Fonds zitieren, der vier Prozent Rendite pro Jahr bringt, dann haben Sie schlecht recherchiert. Ich bin in zwei Fonds, die 2006 20 Prozent und 2005 knapp 40 Prozent erwirtschafteten. Das sind Zahlen, die manche konventionellen Anleger vor Neid erblassen lassen. **Heidemarie Hartmannsberger, Bad Wörishofen**

Sind wir nur ein Unsicherheitsfaktor?

Betr.: „Zwischen Krieg und Frieden“ (Nr. 3)

Ich habe einmal einen Eid abgelegt, die Bundesrepublik und das Grundgesetz zu schützen und zu verteidigen. Dazu gehört jedoch nicht, auf Befehl einer beliebigen Regierung oder Parteienbeschlüssen meine eigenen Bürger zu liquidieren. Sollen Deutsche wieder auf Deutsche schießen?

Dem immer wehrloseren Normalbürger steht ein immer mehr mit automatischen Waffen (MEK, SEK) hochgerüsteter Polizeiapparat und elektronischer Kontrollmechanismus gegenüber.

Und als letzte Instanz soll nun der „Staatsbürger in Uniform“ auf wehrlose unschuldige Geiseln schießen, nur weil die Möglichkeit besteht, daß Allgemeingut angegriffen und beschädigt werden könnte.

Das genauso allmächtige Dritte Reich konnte nicht mit persönlicher ziviler Waffengewalt bekämpft werden, weil der Staat systematisch aus Staatsräson dem Bürger Waffen zur Selbstverteidigung abgenommen und ihn zu einem wehrlosen Steuerlamm degradiert hat, das damals einem auch schon wohlorganisierten hochgerüsteten Staatskontrollapparat (Polizei, SD, Gestapo) ausgeliefert war. Dieses Thema hat die politisch-korrekte Geschichtsschreibung auch heute noch nicht „aufgearbeitet“, weil sie zugeben müßte, daß selbstherrliche Gesetzgebung dies Desaster im breiten Umfang möglich machte.

Ist das Grundgesetz ein Gesetz der Beliebigkeit, welches einfach nach Willfährigkeit geändert werden kann?

Ist der Bürger überhaupt noch ein bestimmender Souverän in diesem Staat, der eigentlich dem Bürger zu dienen und seine persönliche Freiheit und Unversehrtheit zu schützen hat, oder sind wir nur noch ein 80millionenfacher Unsicherheitsfaktor und Störenfried in einem florierenden Wirtschaftsbetrieb, der um jeden Preis laufen muß? Armes Deutschland! **Ulrich Drübbisch, Ahrensburg**

Miteinander

Betr.: „Knobloch. Mehr Patriotismus“ (Nr. 5)

Da staune ich wirklich, hat der Zentralrat doch bislang nicht erkennen lassen, daß er einem deutschen Patriotismus positiv gegenübersteht und ihn zu fördern sucht. Eher hätte ich das Gegenteil angenommen. In der Springer-Presse wurde unlängst groß aufgemacht ein Interview mit dem jüdischen Schriftsteller Biller gebracht, der sich sehr abwertend über deutschen Patriotismus und deutsche Fahnen ausließ. Ich fand seinen Beitrag widerwärtig und begreife nicht, daß ihn die Springer-Presse verbreitet hat.

Aber zurück zu Frau Knobloch: Sollten sie und mit ihr der Zentralrat wirklich mehr deutschen Patriotismus wünschen, wäre eine neue Seite in dem Miteinander von Juden und Nicht-Juden in Deutschland aufgeschlagen. Mich würde das freuen. **Magdalena Pikali, Berlin**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Auszeit aus dem Alltag

Ob »Wellness« im speziellen Hotel oder Entspannung im gemütlichen Kurort ist Ansichtssache

Von MARIA BORNHÖFT

Schon der Blick in den Spiegel verrät: Da ist jemand urlaubsreif. Der linke Mundwinkel leicht nach unten gezogen, ein stumpfer Blick, ein Hochziehen der verspannten Schultern, worauf ein Knochenknacken folgt, und ein angenervter Seufzer bestätigen den Eindruck. Eine Auszeit aus dem Alltag ist dringend vonnöten.

Doch wann, wie und wo? Das „wann“ klärt sich schon anhand des Zustandes: sofort! Und da sich in den letzten Jahren die Angebotspalette im Bereich „Wellness“, wie es so schön auf Neudeutsch heißt, stark vergrößert hat, ist für jeden Geldbeutel und jeden Geschmack das passende Angebot zu finden.

Vor allem Frauenzeitschriften und der „Focus“ bringen Gesundheitsthemen an den Leser und überbieten sich dabei, neue, am besten exotische Entspannungstechniken anzupreisen. Alleine im Bereich der Massagen werden unzählige Dinge angeboten, unter denen sich die wenigsten etwas vorstellen können. „Hot Stone“ oder „Ayurveda“ sind da noch die gängigsten Beispiele aus dem Bereich, der häufig auch spirituell angehaucht ist. „Ayurveda“ ist beispielsweise eine wiederentdeckte indische Heilkunst. Übersetzt heißt „Ayurveda“ Lebensweisheit und ist eine Kombination aus empirischer Naturlehre und Philosophie, die sich auf die für die menschliche Gesundheit notwendigen physischen, mentalen, emotionalen und spirituellen Aspekte konzentriert, die wichtig für die Gesundheit beziehungsweise Krankheit sind.

Wer sich jedoch nicht erst in fremde Lehren und Welten einarbeiten möchte, der kann durchaus noch eine klassische Kur machen. Und auch wenn es nicht so schick klingen mag, so ist das Angebot bei einer klassischen Kur heute kaum noch vom „Wellness“-Urlaub zu unterscheiden.

Seit mehr als 2000 Jahren ist der im grünen Seitental der Mosel gelegene Kurort Bad Bertrich bekannt für seine heilenden Glaubersalzthermen. Schon Alexander von Humboldt bezeichnete den Ort als das „milde Karlsbad“.

In Bad Bertrich vermischen sich also bewährte Kurtradition und moderne Medizin. Hinzu kommt die von kurfürstlicher Bauherrentätigkeit geprägte Architektur des Ortes, die eine elegante Gemütlichkeit geschaffen hat.

Aus der Bergquelle in Bad Bertrich sprudelt von der Natur auf 32 Grad Celsius erwärmtes Wasser aus 2000 Metern Tiefe an die Erdoberfläche. Das regelmäßige Thermalbaden fördert die Durchblutung, massiert die Haut, stärkt die Abwehrkräfte, bringt den Kreislauf in Schwung, trainiert gezielt Muskeln, entlastet die Gelenke – und fördert das Wohlbefinden. Wohlbefinden, das neue Kräfte freisetzt, um dann wieder mit voller Kraft den Alltag zu meistern.



Ungewöhnliches genießen: Eine Ayurveda-Kopfmassage als besonderes Erlebnis Foto: ddp

Glaubersalz

Johann Rudolf Glauber wurde 1604 in Karlstadt am Main geboren. Nach dem Besuch der Lateinschule und einer Apothekenlehre ging er nach Wien und arbeitete als Apotheker. Hier bestimmte er für seine Zeit mit einer heute noch hochgeschätzten Brillanz das vom berühmten Paracelsus als „salenixum“, als „sal minrabile“ bezeichnete Mineralsalz so exakt, daß die chemisch-pharmazeutische Wissenschaft bis heute das „wunderbare Mineralsalz“ nach ihm als Glaubersalz bezeichnet. Wasser, das mit mehr als 20°C aus dem Boden sprudelt, bezeichnet man als Thermalwasser. Das 32°C warme Heilwasser von Bad Bertrich ist demnach eine Glaubersalztherme.

MELDUNGEN

Umzug mit dem Osterhasen

Goslar-Hahnenklee – Im niedersächsischen Hahnenklee beginnt der Karfreitag mit einer Wanderung und anschließendem Eieressen. Das traditionelle Osterfeuer am Ostersonnabend erleuchtet den Hahnenkleer Kurpark. Traditionell wird mit diesem Feuer der Winter ausgetrieben. Gemeinsam geht es dann mit dem Osterhasen bei einem musikalisch begleiteten Umzug durch den Ort zum Kurhaus. Hier startet um 11 Uhr Paul-Lincke-Saal des Kurhauses Castellos Puppenbühne mit der Aufführung des „Räuber Hotzenplotz“. Informationen bei der Tourist-Information, Telefon (0 53 25) 5 10 40, und unter www.hahnenklee.de. *ddp*

Älteste Faßweine

Bremen – Tief im historischen Bremer Ratskeller (Unesco-Welterbe) lagern die ältesten Faßweine Deutschlands. In dem nur durch Kerzen beleuchteten Raum kann man durch den Geruch von Faß und Wein schon beim Eintritt die jahrhundertealten Gaumenfreuden erahnen. Unter einer gemalten Rose findet der Besucher das Herz des Kellers, das Rosefaß. Darin der berühmte Rosewein, ein Rüdesheimer aus dem Jahr 1653. Führungen durch den historischen Weinkeller bei der Bremer Touristik-Zentrale, Telefon (0 18 05) 10 10 30.

Umweltfreundlich Reisen

Einfache Tips für schönen Urlaub im Einklang mit der Natur

Es vergeht kaum ein Tag, an dem in den Medien nicht über den Klimawandel berichtet wird. Ein Thema, das auch das Reisen betrifft, sagt Bernd Räth, Geschäftsführer des „Vereins Ökologischer Tourismus in Europa“ (ÖTE).

So geraten viele in eine Zwickmühle zwischen gutem Willen und der eigenen Bequemlichkeit, das weiß auch Umweltschützer Räth. Denn der Flug oder das Auto ist oft die vermeintlich einfachste oder billigste Lösung. Die beste Wahl wäre jedoch die Anreise mit der Bahn: „Viele Ziele in Europa sind mit dem Zug recht schnell zu erreichen“, sagt Räth. Und verweist auf den „Verkehrsclub Deutschland“ in Berlin, der in seiner 32seitigen Broschüre „Zügig durch Europa“ Alternativen zu Auto und Flugzeug zusammengestellt hat. Man kann sie im Internet unter www.vcd.org anfordern.

Bei Städtereisen hat die Anreise mit dem Zug einen entscheidenden Vorteil: Die Bahnhöfe liegen meist im Zentrum und es gibt keine aufreibenden Sicherheitskontrollen. Und wer im Urlaub auf seinen eigenen Pkw gar nicht verzichten möchte, sollte über die Fahrt mit dem Autozug nachdenken – bei den heutigen Spritpreisen könnte das sogar günstiger sein.

Spezialitäten der Region kosten

Aber ein Urlaub besteht ja nicht nur aus der Anreise. Auch am Urlaubsort können Besucher einiges dazu beitragen, daß die Natur geschont wird und die Menschen ein Einkommen haben: „Wer zum Beispiel ein familiengeführtes Hotel wählt, sorgt dafür, daß das Geld im Land bleibt“, sagt Experte Räth. Außerdem gebe der familiäre Charakter dieser Häuser einen Einblick in die Kultur der Region.

Beim Essen sollte man deshalb auch statt Hamburger oder Eisbein mit Sauerkraut lieber mal die regionale Küche probieren. Damit stärkt man zum einen die Wirtschaft vor Ort und vermeidet lange Transportwege, wie Räth erläutert. Zum anderen drücke sich der Erlebnischarakter einer Region oft über kulinarische Genüsse aus: „Sich auf die Region einzulassen ist eine schöne und dazu noch einfache Methode des sanften Reisens.“

Ansonsten plädiert Räth für mehr Eigenverantwortung. Dazu gehöre, sich umfassend zu informieren: „Es geht ja nicht darum, irgendetwas grundsätzlich zu verbieten. Aber bevor man zum Beispiel mit seinem Mountainbike loszieht, sollte man doch in Erfahrung bringen, welche Strecken dafür freigegeben sind.“

Und für so manche Regionen wird auch der zusätzliche Wasserverbrauch zu einem Problem.

Ein prominentes Beispiel ist Mallorca: Immer wieder müssen Tankschiffe Trinkwasser vom Festland auf die Baleareninsel bringen: „Urlauber sollten sich ehrlich fragen, ob es wirklich notwendig ist, mehrmals am Tag zu duschen oder zu baden“, betont Räth. *ddp*

Eine eigene Linie

Gemütliche Atmosphäre im »Waldhotel Marienhöhe«

Durchatmen und sich der Sonne entgegenstrecken, das sind Vorteile, die die Gäste im „Waldhotel Marienhöhe“ zu schätzen wissen. Das Vier-Sterne-Hotel in Einzellage hoch über dem schönen Kurort Bad Bertrich bietet ideale Voraussetzungen für eine Kombination von Gesundheit und Urlaub.

Alle Zimmer sind individuell ausgestattet und mit viel Liebe zum Detail eingerichtet. Behagliche, lichtdurchflutete Räume laden zum Relaxen ein.

Schlemmen und genießen können Sie in unserem exklusiven Restaurant, im Kastaniengarten oder auf der Sonnenterrasse mit Blick auf die Naturschönheiten der Vulkaneifel.

Der Wellnessbereich wurde entsprechend der Linie des Hauses mit Charakter und Atmosphäre eingerichtet. Neben Vinotherapie und Rotweinbädern, Ayurveda und Chi-Yang finden Sie alle Anwendungen für Ihr Wohlbefinden.



Ausgezeichnet

»Haus Hohenzollern« als Gastgeber prämiert

Gemütlich sieht es aus, und elegant zugleich. Das Hotel „Haus Hohenzollern“ in Bad Bertrich wurde zur Kaiserzeit in der Wende zum 20. Jahrhundert im typisch wilhelminischen Stil erbaut. Das von Marie-Louise und Christoph Kälker geführte Haus pflegt seine Familientradition, doch „so schön auch Tradition ist, sie verliert ihren Wert, wenn wir den Gästeansprüchen nicht genügen. Wir mußten mit den umfangreichen Reparatur- und Modernisierungsarbeiten auch einen gewagten Einschnitt in die Optik des Hauses vornehmen. Im Ergebnis ist uns die Komposition von Tradition und Moderne gelungen“, verweisen die Inhaber mit Stolz auf ihr Hotel. Der Gewinn: Ein stilvoller Wintergarten und schöne Aufenthaltsräume.

Auch in Sachen Service weiß das Zwei-Sterne-Hotel die Erwartungen seiner Gäste zu übertreffen: In den acht Doppel- und fünf Einzelzimmern sind Dusche, WC, Fön, Telefon, Bademantel, Duschshampoo, Nähset, Wäschebeutel, Zusatzkissen, Schuhputz- und Nähservice inklusive. 2006 wurde das „Haus Hohenzollern“ sogar als zweiter als „Gastgeber des Jahres“ ausgezeichnet.

Ein besonderer Vorzug ist zudem die Lage des Hotels direkt neben dem Therapiezentrum „Vitasana“. In Partnerschaft mit der BKK gehören die Aktivwochen mit Nordic Walking, Vene-Aktivwochen sowie 60plus-Aktivwochen zum Leistungsangebot.

MELDUNGEN

Große Parteien verlieren Mitglieder

Berlin – SPD und CDU verlieren weiter Mitglieder. So sank die Zahl der SPD-Genossen seit Ende Dezember 2006 von 561000 auf derzeit 558000. Die CDU sackte seit Ende November 2006 von 557000 auf nunmehr 551000 Mitglieder. Auf dem Höhepunkt Ende der 70er Jahre gab es über eine Million SPD-Mitglieder, die CDU erreichte ihren Zenit 1983 mit 735000 Parteimitgliedern. Seitdem ging es bergab. Das kurze Zwischenhoch der Union durch die Aufnahme der Ost-CDUler 1990 war schon Mitte der 90er Jahre wieder verflogen.

Ex-Muslimin mit dem Tod bedroht

Berlin – Die Gründerin des jüngst ins Leben gerufenen „Zentralrats der Ex-Muslime", Mina Ahadi, wird wegen der Abkehr vom Islam von radikalislamischen Gruppen mit dem Tode bedroht. Derzeit steht die Exil-Iranerin wegen der Drohungen, die im Internet veröffentlicht worden sind, unter Polizeischutz.

ZUR PERSON

Das Vertrauen ist dahin

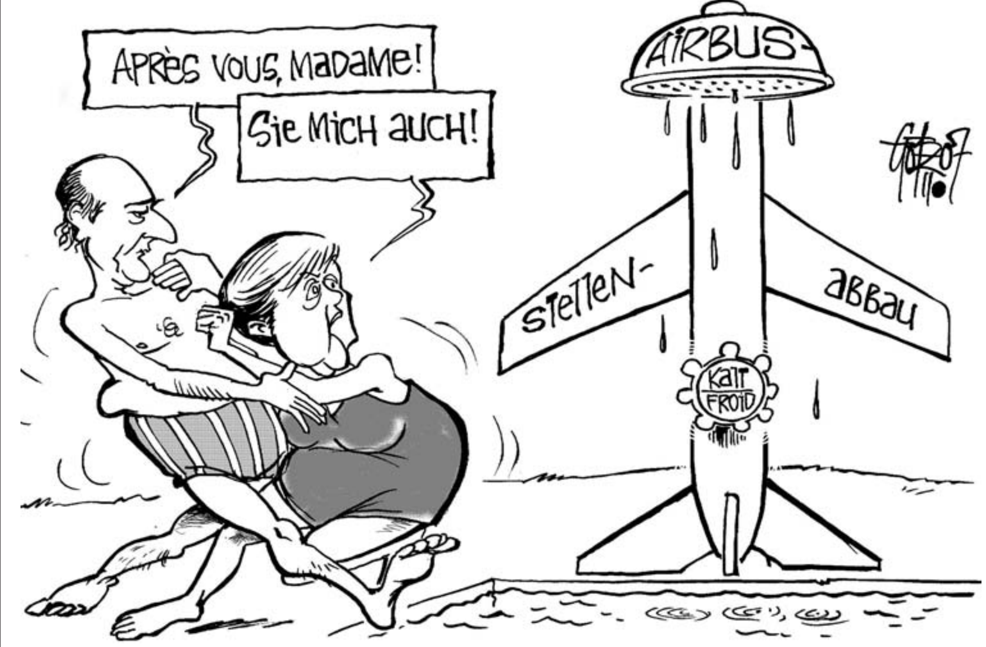


Eigentlich sollten am 25. Februar die Parteimitglieder darüber abstimmen, wer der Spitzenkandidat der Hamburger SPD zur Landtagswahl Anfang 2008 wird. Eigentlich – denn die Sozialdemokraten mußten fassungslos erleben, daß die Wahl manipuliert wurde. 959 Stimmzettel von Briefwählern fehlten bei der Auszählung spurlos. Dabei hatte der Landesvorsitzende Mathias Petersen extra die Möglichkeit zur Briefwahl durchgesetzt.

Der erst 1982 in die SPD eingetretene Arzt und Nachfahre von Hamburgs erstem Nachkriegsbürgermeister hatte ein Kalkül: Die älteren SPD-Mitglieder würden so weit zahlreicher mitstimmen. Unter ihnen genießt der Parteichef weit mehr Sympathien als Konkurrentin Dorothee Stapelfeldt.

Der Plan hätte aufgehen können – 67 Prozent der insgesamt ausgezählten 4510 Stimmen waren zu seinen Gunsten. Die Wahl zählt aber nicht, beschäftigt jetzt den Staatsanwalt. Das Petersen-Lager der inzwischen zutiefst zerstrittenen SPD-Hamburg spricht von „kriminellen Handlungen". Verschwörungstheorien machen die Runde: Nur die Stapelfeldt-Anhänger hätten ein Interesse am Zettelschwund haben können oder Unbekannte wollten das Verfahren der Mitgliederbefragung an sich beschädigen, munkelt die Presse.

Petersen wußte, bei der Debatte um Sexualstraftäter Volkes Stimme zu formulieren – sehr zum Unwohl des linken Flügels. Er sehe als niedergelassener Arzt in der Praxis die Folgen bei mißbrauchten Kindern. Sein populistischer Vorschlag: „Adressen der Täter ins Internet". Das löste einen Sturm der Funktionäre aus. Der Unterstützung an der Basis tat es keinen Abbruch. Nun aber ist auch Petersens Ansehen durch die groteske Abstimmungskatastrophe schwer beschädigt. *SV*



Freundschafts-Szenen am Luftfahrtindustrie-Kurort Zeichnung: Götz Wiedenroth

Urnenbestattung

Wie man die Hamburger SPD-Wahl retten kann, warum alte SEDler nicht verstehen, warum, und was Genosse Klar uns zu sagen hat / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Die Anhänger der guten alten deutschen Küche haben einen Erzfeind, dessen Siegeszug sie mit tiefem Argwohn verfolgen: den Knoblauch. Leider hatte die Knofel-Armada bislang starke Verbündete. Ernährungsfachleute behaupteten, das Zeug sei gesund fürs Herz. Da soll man erstmal gegenzwiebeln in einem Land mit so vielen Übergewichtigen!

Aber die Not hat ein Ende: Endlich sind richtige Wissenschaftler der übelriechenden Attacke quer in die Parade gefahren. Forscher der Uni Stanford in den USA haben ermittelt: Knoblauch ist als herzschonender Cholesterinsenker ein Totalausfall. Alles Legende, was da an phantastischen Geschichten über die „magische Knolle" in Umlauf gebracht wurde. In Versuchsreihen verabreichten die Wissenschaftler der einen Probandengruppe Knoblauch und der anderen ein Placebo. Danach hatten beide praktisch dieselben Werte.

Umsonst haben sich vermeintlich gesundheitsbewußte Hobbyköche jahrelang die Bude verstänkert. Sie hätten genausogut auf weniger penetrante Würzungen zurückgreifen können. Wäre gar nichts passiert.

Wieder mal ist so eine von „Expertenseite" angekurbelte Mode aufgelaufen auf den Grund der spröden Wahrheit. „Ja, Knoblauch ist zwar gesund, macht aber einsam", hatten die Knofelgegner bislang hilflos ins Feld führen müssen, um wenigstens den Gestank anprangern zu können. Das können sie sich nun sparen, die Einsamkeit blieb ohne Lohn.

Was eine Tragödie ist, denn wie sehr übler Geruch in die Isolation drängt, davon können die Hamburger SPD-Parteiführer derzeit viel erzählen. Mit denen will derzeit keiner unter den Linden am Jungfernstieg gesehen werden. Es stinkt bestialisch nach Betrug, Chaos und himmelschreiender Stümperei.

Die Kandidatenkür für die Rathauswahlen in einem Jahr hat sich zur Urnenbestattung der ganzen Partei ausgewachsen. Bei den Alstersozis geht's zu wie in der Dritten Welt. Hätte man die Nachricht von der verschwundenen Wahlurne ohne Nennung von Ort, Namen und näheren Umständen unters Volk gebracht, hätte die Mehrheit der Deutschen gewiß angenommen, die Meldung sei aus Mogadischu oder so einer Gegend zu uns gelangt – aber doch nicht aus Hamburg!

Erst wollte die Hamburger SPD-Spitze die Mitgliederbefragung ja wiederholen, ist davon aber schnell abgekommen. Wahrscheinlich hat sie erkannt, daß sie einen ordnungsgemäßen Ablauf des zweiten Anlaufs angesichts der bürgerkriegsähnlichen Zustände in ihrem Landesverband nicht garantieren kann.

Allerdings böte die Hansestadt da eine Möglichkeit. Man könnte die Abstimmung in den Freihafen verlegen. Der liegt jenseits der deutschen Zollgrenzen und ist damit gewissermaßen Ausland. Ergo könnte dort die Bundeswehr für einen friedlichen Abstimmungsverlauf sorgen. Soviel verfahrener als in Kinshasa kann die Lage in der Elb-SPD ja auch wieder nicht sein, und dort unten hat es ja ganz gut geklappt. Die Uniformierten würden überdies bereitstehen, falls es zu Auseinandersetzungen zwischen den verfeindeten roten Clans kommen sollte.

> Die Bundeswehr könnte alles überwachen und die kriegführenden SPD-Clans trennen

Den Rest übernehmen wie üblich die Wahlbeobachter der Uno aus 34 Staaten, die zum Zwecke der weltweiten Ausbreitung der Demokratie den Sozialdemokraten auch gleich die Sache mit der Urne und dem Auszählen der Stimmen und so weiter erklären könnten.

Die Reaktionen auf das hamburgische SPD-Debakel fallen ganz unterschiedlich aus. Die regierenden Christdemokraten halten sich die Hand vor den prustenden Mund, damit ihr schallendes Gelächter nicht aus dem Rathaus über alle Plätze der Hansestadt dröhnt. Die Bundes-SPD schickt ihren Generalsekretär an die Elbe, damit er den Alsterknalltüten die Ohren langzieht, und altgediente SED-Genossen verstehen gar nicht, was da Getue eigentlich soll: Wahlen, Gottchen ja, Wahlen hatten wir früher, als im Gegensatz zu heute nicht „alles" schlecht war, auch. Nur geht man als echter Genosse doch nicht so ein Risiko ein! Bei sozialistischen Wahlen wäre der Hamburger Urnentausch gar nicht weiter aufgefallen, denn hier lassen sich die verantwortungsvollen Funktionäre ihr demokratisches Wahlergebnis vom Volk ohnehin nicht durcheinanderbringen.

So richtig klappen tut diese Art von Demokratie allerdings nur noch in Ländern wie Kuba oder Nord-Korea. Aber es keimt Hoffnung! Kampfgefährte Christian Klar schwärmte in seinem Grußwort zur Berliner „Rosa-Luxemburg-Konferenz" am 13. Januar über die „Inspiration, die seit einiger Zeit von verschiedenen Ländern Lateinamerikas ausgeht".

Angeführt von Venezuelas Präsident Hugo Chávez sind die Genossen dort unten gerade dabei, die gesellschaftlichen Voraussetzungen zu schaffen für eine bessere Welt. Das ist eine besondere erzieherische Herausforderung! Um die Erziehung der Venezolaner zu beschleunigen, sorgt Chávez dafür, daß seine Bürger an Eigentum und Verdienst nur noch das haben, was sie vom Staat haben. Zu diesem Zwecke wird nach und nach die Wirtschaft verstaatlicht und somit der Zugriff aufs Volk erleichtert.

So bringt man die Querköpfe, die nichts einsehen wollen, viel problemloser zur Räson. Das hat zwar nicht den selben Reiz wie die früheren Feldzüge gegen die „Bourgeoisie". Aber die Methoden „Kopf ab" (Lenin) oder „abknallen" (Klar) haben nunmal an öffentlicher Akzeptanz eingebüßt.

Indes: Den Widerborstigen die wirtschaftliche Existenzgrundlage zu entziehen, die sie sowieso nur dazu mißbrauchen, um ihr falsches Denken zu verbreiten, erzeugt zwar vergleichsweise wenig Aufhebens, kann aber auch zu Komplikationen führen. Denn natürlich würden die Handlanger des Kapitalismus nun laut aufheulen, wenn beispielsweise Hugo Chávez alle Uneinsichtigen über Nacht aus den Betrieben jagen ließe. Auf Kuba haben die Genossen daher eine viel elegantere Lösung gefunden: Es gibt nur noch Einjahresverträge, die dann einfach nicht verlängert werden, wenn einer politische Dummheiten gemacht hat. Es lohnt sich gewiß, beim nächsten Gespräch mit erklärten Castro-Verklärern das Thema „Zeitarbeitsfirmen" und „Ausbeutung" anzuschneiden. Aber nicht gleich verraten, worauf Sie hinauswollen, sonst geht die Pointe flöten!

Verlesen hat das Grußwort des Genossen Klar der PDS-Politiker Heinrich Fink. Der evangelische Theologe war einst Rektor der Berliner Humboldt-Uni, bis Vorwürfe laut wurden, daß er neben seiner Standleitung zum lieben Gott auch einen verdächtig kurzen Draht zur Staatssicherheit unterhalten haben soll.

Heute ist Fink Vorsitzender der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes" und verkündete als solcher auf der „Rosa-Luxemburg-Konferenz", daß sich „29 ehemalige KZ-Häftlinge und Widerstandskämpfer" beim Bundespräsidenten für die Freilassung von Christian Klar verwendet hätten.

Wofür die sich alles hergeben! Gern wüßten wir natürlich nicht nur, *wogegen* diese speziellen Widerstandskämpfer Widerstand geleistet haben, sondern auch *wofür.* Doch das zu fragen, verbietet uns die historische Pietät, und außerdem wissen wir auch ohne die erwartete Antwort, wie man „Stalin" schreibt.

Fink sprach bei seiner Einleitung zu Klars Grußwort brüderlich von dem „Christian", der „euch alle grüßt" und hielt sein Mitleid mit dem armen Gefangenen nicht zurück.

Freund Klar revanchierte sich mit Zeilen gegen das „imperiale Bündnis" der „chauvinistischen Retter" und beschwor die „Niederlage der Pläne des Kapitals". Da staunen wir doch, daß er sich trotz seines Abscheus bereitgefunden hat, mit Horst Köhler persönlich zu sprechen. Vermutlich möchte Klar dem „Chauvinisten" Gelegenheit geben, zu bereuen und sich bei dem revolutionären Kämpfer für die lange Haft zu entschuldigen. Nobel.

ZITATE

***Maria Furtwängler**, 40jährige Hauptdarstellerin in dem ARD-Zweiteiler „**Die Flucht**", meint laut „Bild am Sonntag" vom 25. Februar:*

„Ich finde, es wäre eine noble, versöhnliche Geste, wenn sich der russische Präsident Putin für die Vergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee entschuldigen würde."

*Der **Produzent** des Flucht-Dramas, der 47jährige **Nico Hofmann**, beklagt im „Focus" vom 26. Februar die bislang **einseitigen Opfer-Täter-Zuordnung** hinsichtlich des Zweiten Weltkriegs:*

„Die Opfer sind die anderen, wir sind schuld! So wie es in vielen didaktischen Fernsehspielen über den Zweiten Weltkrieg zu sehen war. Niemand hat zu sagen gewagt, daß wir selbst auch Betroffene des Kriegsgeschehens waren. Meine Generation hat ein Recht, deutsche Geschichte neu zu betrachten."

*Sachsen-Anhalts Ministerpräsident **Wolfgang Böhmer** (CDU) **kritisiert** in der „Süddeutschen Zeitung" vom 26. Februar die kurzsichtige **Verklärung der DDR**:*

„Manche Leute denken doch so schlicht, nach dem Motto: Damals gab es immerhin keine Arbeitslosigkeit, es gab Werkskindergärten und, und, und. Um so wichtiger ist es heute, klarzumachen, daß all diese Sozialmaßnahmen nur in einem hermetisch abgeschotteten Wirtschaftsgebiet ohne konvertierbare Währung möglich waren – also um den Preis der totalen Unfreiheit der Menschen."

*Die Gründerin des neuen **„Zentralrats der Ex-Muslime"**, **Mina Ahadi** (siehe Meldung), gab sich im „Spiegel" vom 26. Februar **kämpferisch**:*

„Ich glaube nicht, daß man den Islam modernisieren kann ... Daß das hier unter Polizeischutz geschieht, zeigt, wie notwendig unsere Initiative ist."

kartofel-Beleidigung

Die Knollenfrucht heißt polnisch zwar
genau, wie wir sie nennen,
nur kann beim flotten Kommentar
man trotzdem sich verrennen.

Denn der kartofel – welche Pein –
ist männlich dort in Polen
und kleingeschrieben obendrein,
als wollt' man ihn verkohlen.

Sofern als Spottwort ungeniert
auf Menschen übertragen,
liegt demgemäß er garantiert
besonders schwer im Magen!

Daß die kartofel-Majestät
– in Polen Lech der Zweite –
man deshalb um so lieber schmäht,
das ist die andre Seite.

Doch wenn der alte Präsident
– bekannt als Lech der Erste –
den Zweiten einen Dummkopf nennt,
ist's auch nicht grad das Fairste:

Der Erste, der da jetzt krakeelt,
hat einst den Zweiten nämlich
sich als Berater ausgewählt –
war das nicht auch recht dämlich?

Pannonicus